

CARE affair

Nº. 10



ISSN 2511-5146
9 772511 514000 >

Intim

CARE affair

Nº. 10



Intim

ISSN 2511-5146
9 772511 514000 >



Fotos: Daniela Glunz (Cover und links)

"I'll let you be
in my dreams
if I can be
in yours."

Bob Dylan

8

← Leitartikel:
Ganz nah dran
Was Intimität bedeutet,
ist echt persönlich.
Ein Erklärungsversuch.



19

← Where Love is Illegal
Frauen, die Frauen lieben. Männer,
die Frauen sind. Robin Hammond
fotografiert ausgegrenzte, verfolgte
Menschen.

24

← Eine Wunde, die nie verheilt
Ein grausamer Akt am weiblichen
Körper: Genitalverstümmelung.
Begegnungen in Somaliland.

36

← Mein Handy, mein Leben
Was das Smartphone von uns erzählt?
Das zeigen Politikerin Bärbel Kofler
und Basheer Alzaalan aus Syrien.



38

← Bloody Business
Blut, und das jeden Monat. Wie gehen
Mädchen in Kambodscha mit ihrer
Menstruation um?

46

← Aus Scheiße Gold machen
Geht das? Und wie genau? Wir nehmen
das Sprichwort auseinander.

48

← Letters from India
In einem fernen Land, einsam und doch
streng bewacht: Leah schreibt Emails in
die Heimat.

52

← Das Geld und der Tod.
Zwei große Tabus
Im Gespräch: Ein Spender und eine
Werberin für Testamentspenden.

57

← Schreibwettbewerb: „Schäm Dich!“
CARE proudly presents: Die Gewinner
des Schreibwettbewerbs und ihre Texte.

66

← Lläuft bei Dir!
Ein Reise durch die wunderbare Welt
der Körperflüssigkeiten – und wie sie
weltweit zum Einsatz kommen.

69

← Offene Türen, offene Worte
Darf ich reinkommen? Anica ist zu Be-
such in Malawi und trifft dort Melesiya.
Eine Begegnung, zwei Perspektiven.

72

← Error
Alle machen Fehler. Auch wir bei CARE.
Intime Geständnisse aus Haiti, Nepal
und Uganda.



76

← How we poop
Muslim Yusef, 40 Jahre.
Beruf: Toilettenmann in Jakarta.
Wir haben mal vorbeigeschaut.

78 ← Oh Shit
Toiletten sind unsexy, aber wichtig.
Berichte von stillen Örtchen aus
Ghana, Nepal und Syrien.

84 ← Da geht doch was!
Volle Kanne verknallt in den Kollegen.
Und dann? Marina erzählt, was das mit
ihrem Leben gemacht hat.



88 ← Let's talk about sex?
Nicht einfach im ländlichen Niger:
Aufklärungsarbeit. Wie das geht und
wer sie betreibt.

96 ← Die Gebärmutter
Sie begleitet Frauen im intimsten
Moment ihres Lebens: die Hebamme.
Doch Geburten bleiben in vielen
Ländern lebensgefährlich.

104 ← Und wofür brauchen Sie meine
Adresse?
CARE-Vorstand Stefan Ewers über
Datenschutz, Transparenz und welche
Regeln es gibt.



107 ← Wasser ist Geld wert
Ihr Beruf: Wasserholerin. Asho lebt im
Flüchtlingscamp Dadaab und erzählt
von ihrem Alltag.

111 ← Behind the Scenes
Wie sieht es im Studio Mennicke aus,
wo CARE affair gestaltet wird?

112 ← „Die Menschen sind wie das Wetter“
Teenager sein in einem fremden Land –
oh je. Wir haben mit jungen Frauen und
Männern gesprochen, die neu
sind in Deutschland.



116 ← Was wurde aus ...
Rose Ejulu aus dem Südsudan, die wir
2013 für CARE affair interviewten.

118 ← Autoren
Wer macht mit beim Magazin?
Wir stellen die Autoren und Foto-
grafen vor.

120 ← Kiosk & Dialog
Lob, Kritik, Bestellung weiterer
Ausgaben? Hier steht, wie das geht.

6 ← Impressum

Chefredaktion & Projektleitung	Sabine Wilke (wilke@care.de)
Art Direction	Jens Mennicke (mennicke@studiomennicke.com)
Redaktion	Johanna Mitscherlich, Daniel Al-Ayoubi, Anja Engelke, Ninja Taprogge, Lennart Kirchhoff
Design	Studio Mennicke
Druck	Imprimerie Centrale, Luxemburg

CONTRIBUTORS

Anika Auweiler, Nicole Brune, Jenny Conrad, Carina Eitel, Josh Estey, Stefan Ewers, Daniela Glunz,
Robin Hammond, Leah Bibi Hanraths, Anica Heinlein, Christina Ihle, Thomas Knoll,
Beryl Magoko, Arndt Peltner, Alexander Postl, Mia Veigel, Britta Wiese

DANKE AN

Janina, Jenny, Nikolas und Toni für das intime Fotoshooting.

Dieses Magazin wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg,
vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers.

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier
aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

KONTAKT

CARE Hauptgeschäftsstelle
Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn
Tel.: 0228 9 75 63-0
info@care.de, www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.
37, rue Glesener, L-1631 Luxemburg
Tel.: +352 26 20 30-60
info@care.lu, www.care.lu

SPENDEN

4 40 40 Sparkasse KölnBonn
BLZ 370 501 98
IBAN: DE 93 3705 0198 0000 0440 40
BIC: COLSDE33
www.care.de/spenden

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg.
Copyright © 2017. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

EDITORIAL

Runde Geburtstage sind immer etwas Besonderes. Der erste wird gefeiert, wenn man zehn Jahre alt wird. Dann beginnt die Zeit, in der aus Mädchen Frauen und aus Jungen Männer werden. Wir erinnern uns selbst an diese Zeit und erleben es heute mit den eigenen Kindern: Alles ist dann peinlich. Der Körper verändert sich, der Kopf schwirrt. Eine Phase des Umbruchs und der Neusortierung, aus der man dann als Erwachsener hinaustritt.

CARE affair feiert seinen zehnten Geburtstag. Damals überlegten wir, Themen und Geschichten aus aller Welt so aufzubereiten, dass man sie gerne in der Hand hält und aufmerksam liest. Die Leser sollten neue Einblicke gewinnen, Menschen aus aller Welt kennen lernen – und hoffentlich auch einen positiven Eindruck von der Arbeit von CARE erhalten. Printmagazine wirken damals wie heute, denn Print entschleunigt und fördert das Nachdenken. Somit blicken wir zurück auf kreative Ausgaben, die von AIDS über Lernen bis zu Geld oder Heimat viele Facetten globaler Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe abgebildet haben.

Für die zehnte Ausgabe haben wir uns einen neuen Look zugelegt. Das Magazin, das Sie in den Händen halten, enthält optisch einige Veränderungen und arbeitet mit kürzeren, unterschiedlichen Textformaten. Und wir probieren uns in Rubriken: Die Kolumne „Was wurde aus ...“ klopft bei Protagonisten früherer Ausgaben an um zu hören, wie es ihnen heute geht. Der „Blick ins Studio“ zeigt den gestalterischen Prozess, der seit der ersten Ausgabe vom Studio Jens Mennicke aus Köln mit viel Herzblut, Schweiß und Können gesteuert wird. Doch an Bewährtem halten wir fest: Auch in dieser Ausgabe werden die Gewinnertexte des jährlich stattfindenden CARE-Schreibwettbewerbs abgedruckt. „Schäm Dich!“ riefen wir hinaus in die Welt und die besten Beiträge dazu kommen von Mia Veigel in der Altersgruppe 14 bis 18 Jahre und von Carina Eitel bei den 19- bis 25-Jährigen. CARE affair lädt auch weiterhin Gastautoren aus aller Welt ein, von ihren Begegnungen und Erlebnissen zu erzählen. Arndt Peltner beschreibt, wie man als männlicher Journalist mit somalischen Frauen über Genitalbeschneidung spricht. Der Fotograf Josh Estey hat eine öffentliche Toilette in Jakarta, Indonesien besucht und mit dem Wächter des stillen Ortes gesprochen.

Das Thema dieser Ausgabe mag zunächst verwundern. Uns hat es aber in seiner Facettenhaftigkeit begeistert: Intim ist viel mehr, als es auf den ersten Blick erscheint. Wir erzählen von Fehlern, die keiner gerne zugibt. Wir reden über den persönlichen Umgang mit Geld und dem Tod. Blicken darauf, wie Menschen in fremden Ländern ihr Geschäft verrichten. Fragen Frauen, vor welchen Herausforderungen sie einmal im Monat während ihrer Menstruation stehen. Wir begegnen einem Liebespaar, das sich am Arbeitsplatz kennengelernt hat, begleiten Hebammen bei der Geburt, Frauen beim Wasserholen und Freiwillige bei Aufklärungskampagnen. Wir dürfen einen Blick auf das Telefon einer Bundestagsabgeordneten und eines geflohenen Syrers werfen, stellen uns Fragen zum Datenschutz und erzählen davon, wie wir selbst fremd sind in anderen Ländern und Intimes erfahren oder erleben. Wir schauen über den Tellerrand des Umgangs mit Körperflüssigkeiten, begegnen jungen Flüchtlingen in Deutschland und lernen, dass die Intimsphäre immer auch Verhandlungssache ist.

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre mit dieser Jubiläumsausgabe von CARE affair.

PS: Möchten Sie etwas loswerden, im Guten oder Schlechten? Wir freuen uns über Leserstimmen, gerne an redaktion@care.de. Denn die nächste Ausgabe klopft schon an die Tür ... ●

Ganz nah dran

Von Sabine Wilke

Collage: Jens Mennicke, Fotos: Daniela Glunz

Bitte nicht weiter nachbohren, das ist mir wirklich zu persönlich. Und ehrlicherweise auch unangenehm. Peinlich. Das geht ja niemanden etwas an. Und wenn ich es doch teile, dann nur mit Dir. Erzähle es auf gar keinen Fall weiter. Bitte. Ich laufe schon bei dem Gedanken rot an. Horror. Mich so zu entblößen. Hier nackt zu stehen, sozusagen. Bitte geh weg. Dreh Dich nicht mehr um, vergiss alles, was ich Dir gezeigt, was ich gesagt habe. Ich mache schnell das Licht aus. Drehe die Musik auf. Alleine sein. In einem sicheren Raum. Alles andere wäre unerträglich. Puh. Diese Nähe, das geht zu weit.

Intim. Ein großer Begriff, an dem zugleich Steriles, Schmutziges und Schönes klebt. Der Intimbereich, das ist doch ein irgendwie medizinisch klingender Ausdruck für unsere Geschlechtsteile. Kann man doch gleich Penis und Vagina sagen. Oder vielleicht besser nicht? Sex, die schönste Nebensache der Welt, über die man dann doch nicht öffentlich redet. Intimsphäre: hier lässt man nur rein, wen man da auch wirklich haben möchte. Geheimnisse, Bekenntnisse, Schwächen – oder aber auch etwas Schönes, diese Nähe, das Schrankenlose? Sich uneingeschränkt öffnen, das Innerste, eben das Intimste mit einem anderen Menschen teilen. Ein Ausdruck von Liebe also, oder?

Die neue Ausgabe von CARE affair trägt den Titel „Intim“. Merkwürdig. Was hat das mit der Arbeit einer Hilfsorganisation zu tun? Bei einer Redaktionssitzung warfen wir uns die Bälle zu. Die zehnte Ausgabe, ein Jubiläum: Das sollte schon etwas Besonderes sein. Wir sprechen über all das, was für jeden Menschen zum täglichen Leben dazu gehört: Sex, Körperausscheidungen und -flüssigkeiten. Auf einmal stehen da vermeintlich oder tatsächlich vulgäre Worte im Raum. Mal provokant sein, über das offen sprechen, was doch eigentlich kein Geheimnis ist.

Können wir das bringen? Die Stimmung schwankt zwischen ernst und albern. Meinung, die erste: „Also CARE macht wirklich viel zu Hygiene und im Sanitärbereich. Toiletten bauen. Instandhalten. In Flüchtlingscamp Hygieneberater ausbilden. Das ist wichtige Arbeit, aber die ist halt nie ‚sexy‘ genug für eine Geschichte. Sollte man mal als Titel machen, klar: Mist. Oder vielleicht sogar Schei**.“ Kopfnicken überall. Meinung, die zweite: „Aber Hygiene ist ja auch ein Thema für Frauen, die ihre Tage haben. Da passt der Fäkalbegriff nicht.“ Und was ist mit allem, was den Körper und die Seele betrifft, aber nicht im Abfluss landet? Die Beschneidung von Mädchen, Gewalt

Privi



lège

Privi



lège

an weiblichen Körpern, zu frühe Schwangerschaften? Stimmt, das gehört irgendwie auch dazu. Meinung, die dritte: „Und spannend wäre auch, mal zu hören, wie Menschen in verschiedenen Erdteilen aufgeklärt wurden. Was Sex für sie bedeutet, oder Nähe.“ Also genug Körperliches, um darüber mal in CARE affair zu sprechen. Meinung, die vierte: „Irgendwie geht es doch auch um Dinge, die man nicht preisgeben will. Fehler zum Beispiel. Macht man in der Entwicklungszusammenarbeit ja auch. Und was wir so im Internet von uns zeigen. Ob freiwillig, oder nicht.“

Und wie passt das jetzt alles zusammen? Mit einem Wort, das neugierig macht: Intim. Für diese Ausgabe haben wir uns in vielen Ecken der Welt umgehört, um der Vielfalt des Begriffes ein Stück näher zu kommen, vor allem, weil Intimität eine persönliche Definitionssache ist. Wir haben nachgefragt, bei meist jungen CARE-Mitarbeitern aus der ganzen Welt: vom Südsudan über den Nahen Osten, von Nepal zu den Philippinen. Die schnellen und ausführlichen Reaktionen überraschten uns: Jeder beteiligte sich gerne an der kleinen Umfrage zu Sex, Aufklärung, peinlichen Momenten, Sitten und kulturellen Eigenheiten. Alle hatten eine Meinung, eine Anekdote, Interesse daran, sich an der Diskussion zu beteiligen.

Worüber sprechen wir also, wenn wir Intimes meinen? Einem Wort nähert man sich am besten über seine Definition an:

*Intim (zu lat. Intimus „innerst“)**

- 1. vertraut, eng befreundet, privat*
- 2. die Geschlechtsorgane, das Geschlechtsleben betreffend*
- 3. anheimelnd, gemütlich*

1. Vertraut, eng befreundet, privat.

„Nimm es Deinem Gegenüber nicht übel, wenn er Dir nicht lange in die Augen schaut. Das gilt bei uns als unhöflich, gerade, wenn man jünger ist als sein Gesprächspartner.“ Das berichtet ein junger Mann aus dem Südsudan. „Ein Meter Abstand ist gut, gerade, wenn Du ein Mann bist und einer Frau gegenüber stehst. Als ich zum ersten Mal nach Europa gereist bin, nach Holland, war ich so schockiert: Die Menschen küssten sich offen auf der Straße!“ „Oh ja, die öffentliche Küsserei, das hat mich



Fresh
is
a
French
Kiss

auch schockiert“, erzählt eine junge Frau aus dem westafrikanischen Land Niger. Die gleiche Antwort, mit vielen Ausrufezeichen, gab es auch von den Philippinen, Nepal, der Demokratischen Republik Kongo, der arabischen Welt und Ruanda. Die westliche Akzeptanz öffentlicher Liebesbekundungen, die sich im Laufe der 1960er und 1970er Jahre auch mit der sexuellen Revolution durchgesetzt hat, ist in weiten Teilen der Welt bis heute ein absolut schockierender, inakzeptabler Akt. Doch auch innerhalb eines Landes werden Nähe und Distanz unterschiedlich interpretiert: „Die Tuareg-Gemeinden im Norden des Niger sind sehr viel offener im Ausdruck von Gefühlen“, erzählt unsere Gesprächspartnerin. Dort sei es normal, dass ein Mann und eine Frau, die nicht miteinander verheiratet sind, gemeinsam auf einem Bett liegen und sich unterhalten. „Das ist in anderen Teilen des Landes absolut inakzeptabel!“ Und manchmal führt Unwissenheit auch zu Verwirrung: „Als ich das erste Mal in Malaysia war und dort in einem indischen Stadtteil spazieren ging, hielt ich viele Männer für schwul“, berichtet ein junger Mann von den Philippinen. „Ich musste erst erklärt bekommen, dass Händchenhalten unter Männern eine absolut normale, freundschaftliche Geste ist.“

Nähe und Distanz, Freundschaft und Fremdheit, Privates und Öffentliches: Intimität ist immer Verhandlungssache in einer Gesellschaft, und die Interpretation dessen, was intim ist und was nicht, ist beeinflusst von dem Umfeld, in dem man sich bewegt. „Sprich mit Menschen nie über Politik, gerade nicht in Juba“, erzählt der Südsudanese. „Das ist ein Spannungsfeld und viel zu persönlich. Und sprich Menschen nicht auf Englisch an. Es bereitet ihnen Scham, wenn sie zugeben müssen, dass sie diese Sprache nicht verstehen.“ Ein Mann aus dem arabischen Raum wiederum hält andere Themen für größere Tabus: „Man darf gerade mit einer jungen Frau nie über Liebe sprechen. Das würde einer Beleidigung gleichkommen. Fragen nach Deinem Einkommen, Deiner Arbeit allgemein sind auch eher zu persönlich. Aber viele Menschen sind neugierig und stellen sie trotzdem!“

Was ist aber rechtlich gesprochen überhaupt privat? Artikel 1 und 2 des Grundgesetzes schützen jeden Bürger der Bundesrepublik Deutschland vor unzulässigen Übergriffen Dritter, auch des Staates. „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung“, so steht es dort, natürlich nur, solange das nicht „gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt“. Dann wird es auch schon kompliziert, denn das zitierte „Sittengesetz“ ist kein niedergeschriebener Gesetzestext, sondern schlicht die Summe der Normen, die von der Gemeinschaft als richtig und verbindlich anerkannt werden. Der Begriff wurde auch vom deutschen Philosophen Immanuel Kant in seiner Abhandlung zum kategorischen Imperativ geprägt. Kurzum: Man solle immer so handeln, wie alle, die der Gemeinschaft angehören, es auch für gesetzmäßig und richtig erachten.

Privatheit und Öffentlichkeit – diese Begriffe wurden im Laufe der Moderne und mit dem Erstarken pluralistischer Demokratien im Westen immer stärker zueinander ins Verhältnis gesetzt. Öffentlichkeit meint zum einen den politischen Raum, also alle Bereiche, die durch Gesetze und Institutionen geregelt werden. Öffentlichkeit ist aber auch ein allgemein zugänglicher Raum der Kommunikation, an dem sich alle beteiligen können. Die klassischen Massenmedien befördern diese Öffentlichkeit, die digitale Revolution lässt die Grenzen wiederum neu verschwimmen. Privatheit wird häufig in Abgrenzung zur politischen Öffentlichkeit als all das bezeichnet, was „nicht-staatlich“ ist und damit individuell gestaltet werden kann.

Der Schutz der Privatsphäre ist in demokratischen Systemen ein hohes Gut, wird doch die Würde des Individuums – und damit sein Recht, so zu leben, wie er es möchte – an erste Stelle gesetzt. Wo früher der Monarch seinen Untertanen befehlen konnte, was sie wie zu tun haben, da hat der Bürger eines Rechtsstaates heute das gute Recht, sich in seiner Privatsphäre so zu verhalten, wie es ihm gefällt. Rechenschaft darüber muss niemand ablegen. Wir können nackt auf dem Sofa tanzen, unsere Haare grün färben, dem Haustier einen Pullover stricken und im Park auf dem Rücken liegend der Sonne eine italienische Arie entgegenträllern. Keine noch so ungewöhnliche Verhaltensweise oder Lebensentscheidung ist verboten, solange sie keine Straftat darstellt oder die Grundrechte anderer einschränkt. Alles Privatsache.

The Doors

of

Perception

The Doors

of

Perception

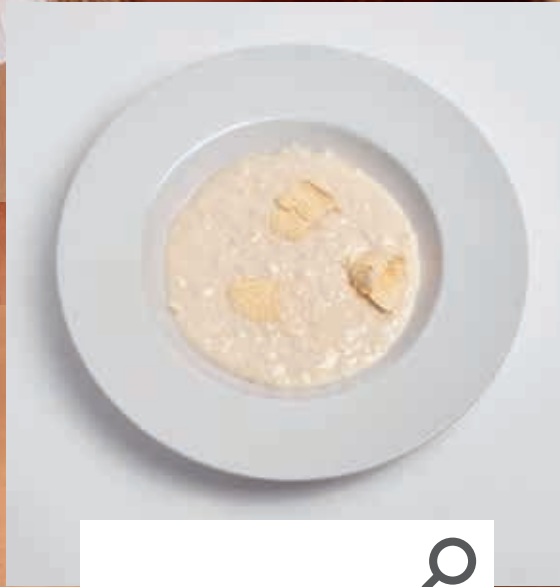
13



6



Tinder Love



660 ❤️

Love me Tinder

Doch Milliarden Fotos von Familienausflügen, der Bettlektüre, dem geglückten neuen Risotto-Rezept, von Urlaubsflirts und dem Poster an der Kinderzimmerwand definieren die Grenze von Privatem neu: Menschen überall auf der Welt entscheiden sich freiwillig dafür, ihre intimen Momente auf digitalen Portalen wie Facebook oder Instagram zu teilen und laden damit Freunde, aber auch solche, die es nur in der virtuellen Welt sind, sprichwörtlich in ihr Wohnzimmer ein. Ist das Geltungsdrang? Kontaktpflege zu entfernten Freunden und Verwandten? Naivität? Das Internet hat die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit erschüttert, die Digitalisierung macht die Aufnahme von Momenten in Fotos, Videos und Tonaufnahmen so leicht, dass inzwischen alle Festplatten überquellen. Mit der Digitalisierung und zunehmenden Vernetzung der Welt hat ein Wandel begonnen. Einer, der die Identität jedes einzelnen, die Darstellung, Rolle und Sichtbarkeit unseres Ichs betrifft und damit auch die Grenze zwischen Intimität und Öffentlichkeit verschwimmen lässt.

„Viele Leute nutzen im Netz falsche Namen, falsche Fotos. Sie erschaffen sich ein Web-Ich, mit dem sie Dinge sagen und ausleben können, die im ‚echten Leben‘ nie denkbar wären. Das ist auch ein zweischneidiges Schwert“, berichtet eine junge Frau aus Nordafrika. Eine Frau aus der Demokratischen Republik Kongo sieht das Internet ebenso als Gefahr: „Ehen zerbrechen, weil Männer und Frauen sich über das Internet Geliebte suchen.“ Auf den Philippinen ersetzt das Online-Dating inzwischen die traditionelle Brautschau: „Früher besuchte ein Mann die Familie der Frau, die er heiraten wollte. Er wurde sogar auf die Probe gestellt, musste etwa Feuerholz suchen oder Wasser holen für die Familie, um sich zu beweisen. Heute lernen sich junge Menschen im Internet kennen.“ Auch in Nepal haben Facebook und Co. die Kommunikation revolutioniert. „Die Menschen hier sind sehr offen damit, was sie teilen: von Hochzeiten über die Ankündigung von Geburten, Familienfeiern ... alles wird über soziale Medien geteilt“, erzählt eine junge Nepalesin. Selbst in abgelegenen Landesteilen gibt es inzwischen Internet. Damit hat man Zugang zu Informationen und Menschen, die man gar nicht persönlich kennt. „Und natürlich informieren sich alle auch über Sex. In der Familie wird darüber nicht offen geredet, und plötzlich sind da all diese Pornographie-Websites, die man heimlich aufrufen kann. Ein totales Tabu in unserer Gesellschaft! Übrigens nimmt auch Cyber-Kriminalität zu. Die nepalesische Bundespolizei hat dafür eine eigene Abteilung eingerichtet.“ Eine junge Frau aus Ruanda berichtet von der Sehnsucht nach Reichtum und Ruhm, die durch das Internet vermeintlich schnell gestillt werden kann: „Bei uns vernetzen sich viele junge Mädchen über das Internet mit wohlhabenden Männern aus Westafrika, sogenannten ‚Sugar Daddies‘. Und es wird auch viel Persönliches preisgegeben: Selfies, Alltägliches, alles in der Hoffnung, ein Internetstar zu werden.“

2. Die Geschlechtsorgane, das Geschlechtsleben betreffend.

Die zweite Definition, die das Lexikon für den Begriff „intim“ anbietet, ist in unseren Kulturkreisen wahrscheinlich die erste spontane Assoziation: Sex. Nacktheit. Der Intimbereich ist in unserer Kultur mit Scham belegt, im wirklich buchstäblichen Sinne, denn bedeckt sind unsere Genitalien mit den Schamhaaren. Bei allen Tabus gibt es dennoch ein steigendes Produktangebot für den aufgeklärten Konsumenten und seinen Bereich „da unten“. Wer den Begriff „Intimbereich“ googelt, dem werden die zusätzlichen Verben „wachsen, epilieren, lasern, rasieren, enthaaren“ vorgeschlagen. Es gibt Intimpflegeprodukte und Intimschmuck. Intime Schönheitsoperationen, die einen vermeintlich perfekten Penis oder die idealen weiblichen Schamlippen versprechen. Und es gibt auf der anderen Seite grausame Verstümmelungen des Intimbereichs: Mädchen, die im Kindesalter zwangsbeschnitten werden, weil es eben „schon immer so gemacht wurde“ oder es vermeintlich von der Religion vorgeschrieben wird. Rund 200 Millionen Frauen und Mädchen weltweit leiden an den Folgen dieser Tortur. Der Intimbereich ist privat, und zugleich politisch. Sexualität, in all ihren Ausprägungen, ist eine persönliche Entscheidung. Doch ob sie toleriert, gefördert oder verfolgt wird, das hängt von der jeweiligen Gesellschaft ab. In 72 Ländern dieser Welt ist Homosexualität rechtswidrig, in

13 Ländern gilt darauf sogar die Todesstrafe. In Deutschland war die Liebe zu einem Menschen des gleichen Geschlechtes bis 1969 auch verboten.

„Untenrum frei“ heißt ein Buch der Journalistin Margarete Stokowski von 2016, in dem sie laut Verlag „über die kleinen schmutzigen Dinge und großen Machtfragen“ schreibt. Ein feministisches Buch, das offenbar auch im liberalen Deutschland des 21. Jahrhunderts noch Gesprächsbedarf sieht für das Verhalten zwischen den Geschlechtern, im Bett und in der Öffentlichkeit. „Untenrum frei“ findet eine Großmutter in der Demokratischen Republik Kongo schockierend und meint den Minirock ihrer Enkelin: „Sie schimpft, wenn meine Tochter einen kurzen Rock trägt. Das würde sie zu einer Prostituierten machen“, erzählt eine kongolesische Mutter, die zwischen den Generationen vermittelt. „Für sie ist die Art, wie man sich kleidet, eben auch ein Ausdruck für den Charakter dieser Person.“ Kleider machen Leute, und die Körperteile, die bedeckt werden müssen, sind nicht überall auf der Welt die gleichen: „Die Viehzüchter in Südsudan tragen Kleidung, die gerade so eben ihre Genitalien bedecken. Für andere Menschen hier ist das unangenehm, sie schämen sich bei dem Anblick“, erzählt unser Gesprächspartner aus dem Land. In Nepal hingegen hängt die Scham mit dem Stil des Kleidungsstückes zusammen, weiß eine junge Frau aus Kathmandu zu berichten: „Westliche Kleidung, die den Bauch und den unteren Rücken offenlegt, ist nicht gerne gesehen. Aber unsere traditionellen Saris zeigen genau die gleichen Körperteile. Das ist dann wiederum akzeptiert für junge Frauen, damit ehren sie ja die Tradition.“

Die Ehre junger Mädchen ist in vielen Ländern der Welt ein hohes Gut. Unbefleckt, also jungfräulich sollen sie in die Ehe gehen. Doch was sie dann erwartet, darauf werden sie häufig nicht vorbereitet: „Ich habe meine Mutter als Teenager mal danach gefragt, wie sie aufgeklärt wurde“, erzählt uns ein junger muslimischer Mann. „Sie sagte schlicht: ‚Gar nicht, bis ich verheiratet war.‘ Meine Mutter hat erst mit Mitte 30 geheiratet und zuvor in verschiedenen Ländern und Kontexten gelebt. Aber ihr wurde nie erklärt, was Sex ist. Das klingt surreal, ist aber kein Einzelfall.“

Sexualkunde steht heute in vielen Ländern auf dem Lehrplan. Aber das Kurrikulum ist die eine Sache. Wie offen dann tatsächlich Fragen gestellt werden, hängt auch immer stark mit gesellschaftlichen Normen zusammen. Und will man wirklich seine Lehrer fragen, wenn man etwas über Sex wissen möchte? Da hilft, egal ob in Deutschland oder im Niger, mal wieder das Internet. Nachdem im Jahr 2015 eine hohe Zahl junger Männer aus dem arabischen Raum nach Deutschland kam, startete die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ein neues Webangebot: Informationen darüber, was in Deutschland „OK“ ist, wie man sich verhält, von Mann zu Frau und umgekehrt, und welche Rolle Sexualität und sexuelle Freiheit spielen. Das Portal mit dem Namen Zanzu.de gibt es in dreizehn Sprachen. Der Computer lacht nicht über Fragen, erzählt nichts weiter und gibt Antworten, die die eigenen Eltern vielleicht nicht geben können oder wollen.

Aber auch offline wird unter jungen Menschen über Intimes gesprochen: In Ruanda gibt es ein Magazin für Mädchen, das im ganzen Land verteilt wird. „Ni Nyampinga“ gibt ihnen eine Stimme, spricht über Sexualität, Geschlechterrollen und andere Themen, die Mädchen interessieren. „Das ist gut, denn die Generation unserer Eltern ist nur wenig aufgeklärt worden. Meistens waren es Tanten, Schwestern oder Mütter, die einer jungen Frau ‚das Wichtigste‘ mitgegeben haben. Aber da ging es dann auch nicht immer unbedingt um formale Aufklärung, also auch Verhütung und so weiter, sondern um bestimmte sexuelle Praktiken, die in Ruanda bekannt sind. Und ein bisschen lernten unsere Mütter dann auch über ihre Menstruation“, erzählt uns eine junge Frau.

Dass Aufklärung nicht nur wichtig für den Spaß ist, sondern auch überlebenswichtig, betont unser Gesprächspartner aus dem Südsudan. „150.000 Menschen hier sind HIV-positiv, davon rund 18.000 jünger als 14 Jahre. Nur die Hälfte der Kinder im Land kann zur Grundschule gehen. Deshalb arbeiten viele Hilfsorga-

Free

Hugs

Free

Hugs

Free

Hugs



nisationen mit Kirchen und anderen Gruppen zusammen, um über sexuelle Gesundheit, Verhütung und solche Themen zu sprechen.“ „Du hast jetzt Deine Tage und Dir wachsen Brüste. Hör auf, mit den Jungs zu spielen.“ Viel mehr an Handreichungen gab es nicht für unsere Gesprächspartnerin im Niger, die erzählte, dass die meisten jungen Menschen neben der Schule eben auch ihre eigenen Recherchen machen, um zu verstehen, wie Sexualität „funktioniert“.

3. Anheimelnd, gemütlich.

„Das Konzert in intimer Atmosphäre begeisterte seine Besucher.“ So oder ähnlich lesen sich Berichte in den Feuilletons, die eine besondere Stimmung im öffentlichen Raum beschreiben wollen. Intim heißt also auch gemütlich, im kleinen Rahmen. Intime Beleuchtung schafft eine wohlige Atmosphäre, ein intimer Rahmen ermöglicht Sicherheit, Offenheit. Körperliche Nähe muss nicht immer eine sexuelle Bedeutung haben. Intimität bedeutet auch, sich wohlfühlen, sicher zu sein, heimisch. Die Sehnsucht nach physischer Nähe, nach Geborgenheit, scheint gerade dadurch wieder wichtiger zu werden, dass wir grenzenlose Möglichkeiten der Begegnung im Netz haben – diese aber häufig virtuell bleibt.

„Gratis Umarmungen!“ – diese Worte auf einem Schild, hochgehalten in einem Einkaufszentrum im australischen Sydney: So begann die „Free Hugs Campaign“ 2004 und fand weltweit viele Nachahmer. Eine Umarmung, kostenlos, ohne Hintergedanken und Konsequenz. Intimität auf Knopfdruck im öffentlichen Raum, als „Happening“. Einem ähnlichen Prinzip folgen die sogenannten „Kuschelpartys“, die in vielen deutschen Städten zum gemeinsamen Rumliegen und Berühren aufrufen. Auch hier geht es nicht um Sex, sondern um das Erleben von Wärme und um physischen Kontakt. Das soll der Seele gut tun.

Woher kommt dieses Bedürfnis? In Deutschland hat sich die Gesellschaft im letzten Jahrhundert drastisch verändert: Vom Mehrgenerationenhaus, in dem Großeltern, Eltern und Kinder zusammenlebten und den Alltag teilten, zu einem Land der alleine Wohnenden: Mehr als ein Drittel der Haushalte in Deutschland sind inzwischen Single-Haushalte. Selbst gewählt und laut Umfrage auch zufrieden damit, alleine zu sein. Aber eine Gratis-Umarmung hier und da scheint dann trotzdem gewünscht, bei aller Unabhängigkeit.

In Nepal wiederum leben viele Personen und Generationen nach wie vor unter einem Dach. „Wenn mich Ausländer fragen, warum ich noch bei meinen Eltern und sogar meinen Schwiegereltern lebe, dann empfinde ich das als unpassend. Es geht sie nichts an und das ist eben unsere Art des Zusammenlebens“, berichtet eine junge Nepalesin. Auch in den meisten afrikanischen Gesellschaften ist es üblich, gemeinsam auf engstem Raum zu wohnen. Jeder bekommt alles mit, es gibt keine Geheimnisse, Entscheidungen werden vom Familienoberhaupt getroffen und die soziale Kontrolle ist sehr engmaschig: Für uns in Deutschland keine angenehme Vorstellung, wir schätzen doch unsere Entscheidungsfreiheit und Individualität. Aber ein intimer Raum, ein Heim, kann auch Schutz und Orientierung geben. Die Grenzen zwischen Intimität und Öffentlichkeit können viele Menschen nicht selbst bestimmen. Aber ob sie das auch als störend oder einengend empfinden, hängt viel mit den Erfahrungswerten und dem gesellschaftlichen Kontext zusammen. Und es ist letzten Endes auch immer eine Frage des persönlichen Empfindens.

Es ist wirklich schön, so nah, so offen. Ich habe Angst, das zuzulassen. Und gleichzeitig will ich es doch. Bitte nutze es nicht aus, dass ich Dich in meine Welt lasse. Mein Persönlichstes teile. Ich vertraue Dir. Und möchte auch alles von Dir wissen. Erzähle mir alles. Zeige mir alles. Es gibt keine Grenzen. Wir sind intim, näher und enger geht es nicht. Eng ist nicht unangenehm, im Gegenteil. Es sei denn, eines Tages, da tust Du mir weh. Dann werde ich es nicht mehr ertragen, all das, was ich mit Dir geteilt habe. Und werde es löschen wollen. Unwiderruflich. Meine Intimsphäre ist für Dich dann nicht mehr zugänglich, ich werde neue Geheimnisse haben. Bitte nicht weiter nachbohren. Danke. ●

**Where
Love
is
Illegal**

Text und Fotos

von

ROBIN HAMMOND



Uganda: Ein Portrait des 25-jährigen Miiro, der von seiner Gemeinde verstoßen wurde, weil er homosexuell ist. „Wir hörten, wie Steine gegen Haustür und Fenster geworfen wurden und die Leute riefen, dass wir fortgehen sollten, weil wir einen Fluch über das Dorf und vor allem über die Jugendlichen bringen würden“, erzählt Miiro. „Schließlich ging die Tür kaputt. Wir wurden nach draußen gezogen, auf den Boden geworfen und halb tot geprügelt. All unsere Sachen aus dem Haus wurden verbrannt. Der Dorfvorsteher griff ein und übergab uns der Polizei. Wir sollten eine lebenslange Haftstrafe bekommen.“ Miiro verbrachte vier Tage in Haft, bevor er von Menschenrechtsanwälten befreit werden konnte. Danach versteckte er sich zweieinhalb Monate lang. Von einer Hilfsorganisation bekam er umgerechnet 150 Euro für einen Neustart. Doch das reichte nicht aus, um ein neues Leben anzufangen.



Russland: Für das Foto posieren „O“ und „D“, ein lesbisches Paar. Eines Abends wurden sie auf offener Straße von zwei Männern angegriffen. „Scheiß-Lesben“, schrie einer der Mann und schlug dann „D“ mitten ins Gesicht. „Wir sind nur Schwestern“, schrie „O“, worauf er antwortete: „Lügt nicht, ich habe gesehen, wie ihr euch küsst und Propaganda für Homosexuelle und Transgender verbreitet.“ Er schlug weiter und schrie: „Wenn ich euch noch einmal sehe, töte ich euch“. Währenddessen filmte sein Kollege die Tat mit seinem Handy. Über den Angriff sagt „O“: „Die schlimmste Angst hatte ich nicht um mich, sondern um meine geliebte Partnerin. Als ich begriff, dass ich ihr nicht helfen konnte, bekam ich große Angst. In Russland ist es gefährlich für uns, Händchen zu halten. Aber wenn diese Angreifer vorhatten, uns zu entzweien, sind sie gescheitert. Unsere Beziehung ist nun noch stärker als vorher.“



Fotos: Robin Hammond (Noor)

Südafrika

Die 28-jährige Lindeka zeigt sich vor der Kamera. Vor einigen Jahren, auf dem Weg zu ihrer Freundin, kaufte sie Zigaretten. Ein Mann sprach sie an und wollte ihr eine Abkürzung zeigen. „Triffst Du Dich mit Frauen?“, fragte er. „Ja“, antwortete Lindeka, worauf der Mann eine Pistole zog und sie an ihren Kopf hielt: „Ich zeige Dir jetzt, dass Du kein Mann bist, sondern eine Frau.“ Hinter einer Toilette drückte er die Pistole gegen ihre Schläfe und vergewaltigte sie. „Ich hatte unglaubliche Angst. Ich dachte, er würde mich töten.“ Als er fertig war, rannte der Täter weg. „Danach hasste ich Männer“, erzählt Lindeka. Der Vergewaltiger wurde verhaftet und zu einer zehnjährigen Freiheitsstrafe verurteilt. „Gott hat mir geholfen, über die Vergewaltigung hinwegzukommen, aber ich habe immer noch Angst. Ich gehe nachts nicht mehr auf die Straße.“

Malaysia

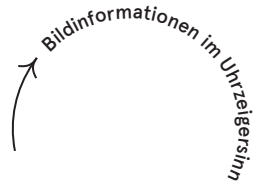
Ein Portrait des 47-jährigen transsexuellen Mitch Yusmar mit seiner Partnerin Lalita Abdulla, 39, und ihren adoptierten Kindern, der neunjährigen Izzy und der dreijährigen Daniya, vor ihrem Haus in Kuala Lumpur. Mitch ist Manager bei Seed, einer Hilfsorganisation, die sich um die Bedürfnisse von Obdachlosen in Kuala Lumpur kümmert. Lalita ist als regionale Fortbildungsmanagerin bei einer Öl- und Gasfirma angestellt. Ihre Beziehung ist gesetzlich nicht anerkannt. Deshalb leben sie mit der Angst, dass ihre Familie getrennt wird, falls Lalita etwas zustoßen sollte, da sie der einzige offiziell anerkannte Elternteil der Kinder ist.

Südafrika

Der 32-jährige „B“ aus Kenia ist homosexuell. Er traf David an einem Strand. „Es war Liebe auf den ersten Blick.“ Doch Davids Eltern wollten seine Sexualität nicht akzeptieren. „B“ und David heirateten dennoch und zogen nach Nairobi. Am Abend ihrer Verlobungsparty hörten sie Rufe von der Straße: „Tötet die Shoga (Schwuchteln), sie sind keine richtigen Afrikaner!“ Vor dem Haus standen zehn Menschen mit angezündeten Molotov-Cocktails. „B“, David und ihre Freunde rannten nach draußen. Als sie sich umblickten, stand das Haus in Flammen. Als „B“ am nächsten Tag bei der Arbeit war, erhielt er einen Anruf, dass David durch mehrere Messerstiche in den Brustkorb schwer verletzt wurde. Er habe den Angriff überlebt und läge nun im Krankenhaus. „B“ gab seinen Job auf und tauchte ab. Er floh nach Südafrika, aber auch in Kapstadt wurde er angegriffen, sein Visum nicht verlängert. „B“ lebt jetzt verarmt in einer Blechhütte in einem Vorort von Kapstadt und träumt oft von David.

Uganda

Ein Portrait von Bad Black, einem 25-jährigen Sexarbeiter in Kampala, Uganda. „Mit 16 Jahren wurde ich in flagranti mit meinem damaligen Freund beim Küssen erwischt. Mein Vater forderte mich auf, das Haus zu verlassen, falls ich nicht sterben wollte. Ich verließ meine Heimat und kam nach Kampala, wo ich mich auf der Straße durchschlug und meinen Körper verkaufte. Jedes Mal wurde ich von Polizisten sexuell belästigt und mehrfach sperrten sie mich grundlos ein. Dann erfuhr ich, dass ich HIV-positiv bin. Anfang dieses Jahres wurde ich von drei Männern entführt. Sie folterten mich sieben Stunden lang, schlugen mich und führten mir eine Bierflasche, mit Chili beschmiert, ein. Die Entführer nahmen mein Geld und mein Handy, aber sie ließen mich schließlich gehen.“ Bad Black engagiert sich nun in einer Organisation, die andere HIV-positive Sexarbeiter unterstützt.



Hargeisa, Somaliland.
„Wenn man ein gesundes
Kind bluten lässt, hat das
nichts mit Kultur zu tun.
Das ist schlichtweg ein Ver-
brechen gegen das Kind.“
Dieser Satz von Edna Adan
verfolgt mich auf
meiner Reise ans
Horn von Afrika
und bleibt mir auch nach
meiner Rückkehr nach
Hause im Gedächtnis.





Eine Wunde, die nie verheilt

Wie Frauen und
Männer am Horn von Afrika
gegen ein unbeschreibli-
ches Verbrechen am weib-
lichen Körper kämpfen:
Die Genitalverstümmelung.

Alles fing im letzten Jahr an, als ich mit CARE nach Somaliland und Puntland reiste, zwei autonome Provinzen des Staates Somalia, um mich vor Ort über die Flüchtlingskrise zu informieren. Von hier ziehen tagtäglich viele junge Männer und Frauen los, um die gefährliche Reise durch Äthiopien, den Sudan bis nach Libyen anzutreten, um dann in einer Nussschale über das Mittelmeer ins gelobte Europa zu gelangen. Viele sterben, werden entführt, gefoltert oder scheitern auf dem Weg. In den vielen Gesprächen in den Dörfern, Gemeinden und Flüchtlingscamps in Somaliland und Puntland wurde auch ein Thema immer wieder angesprochen: FGM – das steht für „Female Genital Mutilation“, weibliche Genitalverstümmelung. Junge und ältere Frauen sprachen ganz offen über diese jahrtausendalte Prozedur und wie sie ihr Leben prägt.

Zurück zu Hause und nach der Ausarbeitung meiner Reportagen zum Thema Flucht begann ich, mehr und mehr über diese drei Buchstaben, über FGM, zu lesen. Bis dahin war das Thema für mich weit weg gewesen. Ich wusste, dass es so etwas gab, aber die Details, das ganze Ausmaß dieser brutalen Praxis, war mir nicht bekannt.

Von ARNDT PELTNER
Fotos: BERYL MAGOKO

Ich lernte, dass es drei verschiedene Arten der Verstümmelung gibt, so beschreibt es die Weltgesundheitsorganisation. Weltweit sind zwischen 220 und 250 Millionen Frauen betroffen, vor allem in afrikanischen Ländern nördlich des Äquators. Am Horn von Afrika ist eigentlich jede Frau „beschnitten“, wie es umgangssprachlich fälschlicherweise heißt. Und hier ist die schlimmste Version, der Typ III, die Infibulation oder auch pharaonische Beschneidung, am meisten verbreitet. Typ III heißt konkret: Die Klitoris und die inneren und äußeren Schamlippen werden entfernt, danach wieder alles zusammengenäht, damit nur eine klitzekleine Öffnung für den Urinfluss und die Menstruation bleibt. Die Schätzungen besagen, dass 92 bis 98 Prozent der Frauen in dieser Region Afrikas im Alter zwischen fünf und zehn Jahren verstümmelt werden.

Aufgrund der Offenheit der Frauen, die ich zuvor getroffen hatte, kam ich zu dem Entschluss, dass es für mich als männlichen Journalisten mit westlichem und christlichem Hintergrund möglich sein könnte, diese „Story“ aufzugreifen. Die Stiftung Weltbevölkerung unterstützte mich mit einem Reisestipendium. Hinzu kam, dass mir das CARE-Büro vor Ort zusicherte, mich bei meinen Recherchen zu begleiten. Und es stellte sich schnell heraus, dass das meine einzige Chance war. Hodan Elmi, CARE-Mitarbeiterin und meine Reisegefährtin, war die Rettung für mich als Reporter. Sie öffnete nicht nur Türen zu lokalen Organisationen, sie „öffnete“ auch viele Gesprächspartnerinnen, die ihre sehr persönlichen Geschichten erzählten. Hodan, in England geboren und aufgewachsen, kehrte vor acht Jahren nach Somaliland, ins Land ihrer Eltern, zurück. Sie war offen für meine Fragen, erklärte mir die Kultur, die Religion, die Tradition von Somaliland. „Genitalverstümmelung



ist ein Tabuthema. Frauen sprechen nur selten über die gesundheitlichen Folgen. Es ist wichtig für die Frauen zu verstehen, dass das, was ihnen angetan wurde, nicht ihr Fehler war, dass es nicht Teil der islamischen Kultur und Religion ist. Vielmehr, dass es eine negative kulturelle Praxis ist, die seit Jahrtausenden in Somalia, in Somaliland und in vielen anderen afrikanischen Ländern durchgeführt wird.“

In zahlreichen Gesprächen mit betroffenen Frauen wurde ich im Laufe des Interviews nur noch als Mikrofonhalter wahrgenommen. Sie sprachen mit Hodan, schauten sie bei den Antworten an, ich stellte nur immer wieder ein paar Fragen. Die Sprache, der kulturelle, geschichtliche und religiöse Hintergrund zeigten mir als Mann, als westlicher Besucher

und vor allem auch als Journalist, meine Grenzen auf. Ich wurde der stille Beobachter und Begleiter einer Geschichte, die auch mich selbst an meine Grenzen brachte.

Genitalverstümmelung: Das ist das Wort, das verwendet werden sollte. Und es wird klar warum, wenn man Edna Adan zuhört, der Gründerin und Leiterin des Edna Adan Hospitals in Hargeisa, der Hauptstadt

von Somaliland. Sie beschrieb mir den Fall eines 11-jährigen Mädchens mit Down-Syndrom, das von den Eltern ins Krankenhaus gebracht wurde. Das Mädchen war am Morgen „beschnitten“ und nach mehr als 12 Stunden endlich in die Klinik gebracht worden. „Sie hatten einfach alles abgeschnitten. Ich habe viele Unfälle in meinem Leben gesehen, Verkehrsunfälle, im Krieg Verletzte ... ich musste weinen. Denn dieses arme Kind ... sie haben einfach alles über dem Knochen abgehackt. Wir konnten kein Stückchen Fleisch mehr finden, um es zu nähen. Die Harnröhre war getroffen, die Schamlippen ab. Das Kind muss sich gewehrt haben und die Großmutter dann einfach zugegriffen und alles mit einem Mal wie ein rohes Stück Fleisch abtrennt haben.“

Als Edna Adan diesen Abend beschreibt, sieht man ihr noch den Schmerz und die Wut an. Sie sagt: „Es hat Stunden gedauert, bis wir die Blutungen stoppen konnten. Als ich aus dem OP-Saal kam, fragte ich die Mutter, wie sie das nur hatte machen können. Sie antwortete, sie hatte das Mädchen nur ‚reinigen‘ wollen. Das machte mich so wütend. Ein Kind mit Down-Syndrom ist so rein, wie Gott es geschaffen hat. Unschuldig und liebenswert. Was will man da ‚reinigen‘?“

Edna Adan kämpft seit über 40 Jahren gegen die Genitalverstümmelung in ihrem Land. Im ersten Stock des Krankenhauses liegt das Büro der 79-Jährigen, gleich daneben ihr Schlafzimmer. An den Wänden Dutzende von Bildern aus dem Leben dieser sehr umtriebigen Frau. Adan war die Ehefrau des früheren somalischen (1967–1969) und später somaliländischen Präsidenten (1993–2002) Mohamed Haji Ibrahim Egal. Auf den vielen Fotos sieht man Edna Adan mit den US-Präsidenten Lyndon B. Johnson und Bill Clinton, mit dem damaligen deutschen Bundeskanzler

Kurt Georg Kiesinger, mit dem früheren Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kofi Annan, und vielen anderen bekannten Politikern. Die Bilder zeigen nicht die schwierigen Zeiten, die ihr Mann und sie unter dem Diktator Siad Barre erleben mussten. Haji Ibrahim Egal kam mehrmals unter dem somalischen Machthaber ins Gefängnis.

Als sie meine Blicke auf die Fotos an der Wand bemerkt, sagt Edna, sie habe das schöne Leben gelebt. Mit Präsidenten diniert, in den besten Hotels der Welt geschlafen, die Feste gefeiert, wie sie fielen. Sie war Gesundheits- und Außenministerin in der jungen Republik Somaliland, arbeitete für die Weltgesundheitsorganisation, war begehrte Rednerin auf vielen Kongressen. Doch nun hat sie hier ihre Lebensaufgabe gefunden. Dieses Krankenhaus hat sie selbst aufgebaut, 2002 wurde es eröffnet. Ihre eigene Pension war das Startkapital, dazu habe sie Spendengelder eingesammelt. Da kamen ihre guten Kontakte im In- und Ausland zum Einsatz. In den USA gibt es sogar eine „Edna Adan Hospital Foundation“, die aus der Ferne die Arbeit in Somaliland unterstützt. Und die hört nie auf.

Gabilye ist eine Kleinstadt rund eine Autostunde westlich von Hargeisa. Über eine holprige Landstraße, vorbei an Kamel- und Ziegenherden, geht es dorthin. In einem Kulturzentrum warten drei Frauen auf den westlichen Besucher. Ein abgedunkeltes Zimmer hält die Mittagshitze etwas ab. Kamila Noura ist eine der drei Frauen. Die 50-Jährige ist in Gabilye dafür bekannt, dass sie die Beschneidungen durchführt. Eine Ausbildung hat sie nicht, sie habe die Technik beim Zuschauen gelernt. Wie ich mir das vorstellen kann, will ich wissen, was braucht sie für diesen Eingriff? Nur eine Rasierklinge meint sie. Vieles hängt davon ab, was die Familie will,



Sheik Ahmed Abdi Horre (oben) und Jama Abdullahi (rechts) sind religiöse und traditionelle Führer in Somaliland. Sie sind wichtige Mitstreiter, um Menschen von den Gefahren der Genitalverstümmelung zu überzeugen.

welche Art von Beschneidung sie verlange. Doch meist ist es die pharaonische Methode, dafür braucht sie dann auch noch Dornen, die sie selbst anscharft, um damit die Mädchen anschließend zu verschließen, die während der Prozedur von den Frauen der Familie festgehalten werden. Zwischen fünf und 20 Euro erhält sie für ihre Arbeit. Es sei ihr Job, meint Kamila Noura, so, als ob sie einen Laden am Rand der Hauptstraße betreibe. „Mein Mann ist gestorben, das ist der einzige Verdienst, den ich habe, um meine Familie zu ernähren.“

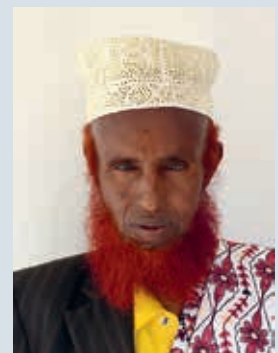
Neben ihr sitzen Halima Hassan und Hawia Abdullah, beide weit über 50. Sie erzählen von damals, als sie „beschnitten“ wurden. Jede für sich kann sich noch gut an diesen Tag erinnern. Halima sagt, sie spürt noch heute die Dornen, die in ihre Innenschenkel stachen. Und dann sind da die Langzeitfolgen, immer wieder habe sie mit Infektionen zu kämpfen, bis heute. Jeder Gang auf die Toilette sei schmerzhaft. „In meiner Hochzeitsnacht musste ich ‚geöffnet‘ werden. Dann wieder bei der Geburt meiner Kinder. Der Schmerz vergeht nie, deshalb setze ich mich heute dagegen ein.“ Die beiden Frauen nicken sich zu. Sie kämpfen in Gabilye gegen Zwangsverstümmelung, versuchen, andere Mütter und Großmütter davon zu überzeugen, dass diese alte und brutale Praxis nichts mit dem Islam zu tun hat und deshalb auch nicht ausgeführt werden muss.

Das ist ihr Kampf, denn der Glaube, die Genitalverstümmelung sei im Koran verankert, ist ein Irrglaube. Gerade dagegen versuchen die Aktivistinnen in Somaliland anzugehen. Und sie haben mittlerweile wichtige

Mitstreiter gefunden. Sheik Ahmed Abdi Horre und Jama Abdullahi sind zwei von ihnen. Religiöse und traditionelle Führer in Somaliland. Die beiden treffe ich im Büro von Nagaad, einem Zusammenschluss zahlreicher Frauenrechtsgruppen. Der Sheikh erzählt, wie er lange Zeit selbst davon überzeugt war, dass im Koran die „Beschneidung von Mädchen“ vorgeschrieben sei. „Es wurde als etwas Gutes und Beschützendes für die Jungfräulichkeit eines Mädchens gesehen. Es sei nur zu ihrem Besten, für das Mädchen und für die gesamte Gemeinschaft, das glauben wir“, erklärt er. Die Frauen von Nagaad hätten ihn angesprochen, den Dialog mit ihm gesucht, ihm gezeigt, dass nichts davon in der heiligen Schrift stehe. Nun sei er ein erklärter Gegner von Genitalverstümmelung, spreche darüber in den Dörfern und in Versammlungen. Jama Abdullahi, der traditionelle Führer, ergänzt: „Ich wusste schon immer, dass es falsch ist. Denn ich sah den Schmerz und das Leid der Mädchen, die das durchgemacht haben. Aber erst viel später, als ich eine Führungsrolle in unserer Gemeinde übernommen hatte, konnte ich das auch in Worten ausdrücken und man hörte mir zu.“ Das Frauennetzwerk Nagaad verfolgt eine Doppelstrategie. Zum einen ist da die Überzeugungsarbeit der religiösen Führer im Land, die man für den Kampf gegen Genitalverstümmelung gewinnen muss. Und man versucht durch gezielte Frauenhilfsprojekte das wichtige Anliegen im ganzen Land zu verbreiten – die Genitalbeschneidung ist falsch und ist nicht im Koran begründet. „Es ist ein Frauenrechtssproblem“, erklärt Amahan Abdisa-

laam, die Präsidentin von Nagaad. „Es ist eine folgenreiche Prozedur, die Frauen und Mädchen betrifft. Sie wird in jungen Jahren durchgeführt, aber die Folgen bleiben ein Leben lang. Im Alltag, in der Ehe, beim Kindergebären. Manchmal führt sie direkt zum Tod, wenn die Mädchen verbluten. Die Genitalverstümmelung birgt riesige Gesundheitsgefahren für das ganze Leben einer Frau.“

Farah Achmed Elmi ist 50 Jahre alt, sie ist auch in der Führungsriege des Netzwerkes Nagaad. Sie berichtet von diesem, ihrem Tag der Verstümmelung. Noch immer denke sie an die Tortur, die sie erleiden mußte. Farah Achmed Elmi erzählt, wie sie damals ihre Mutter fragte, warum sie ihr das angetan habe. „Mir wurde gesagt, das ist unsere Kultur, unsere Tradition. Wenn wir dagegen sind, ehren wir Allah nicht. Meine Mutter meinte, wenn sie es nicht geschehen lassen würde, dann bekäme ich keinen Ehemann und keine Familie. Sie sagte, sie beschütze meine Ehre, meine Jungfräulichkeit und garantiere mir so eine zukünftige Ehe. Das war die Antwort, die ich erhielt, als ich fragte.“



Doch mit der Beschneidung als Kind waren die Schmerzen für sie nicht zu Ende, erinnert sich Farah Achmed Elmi. „Das Schlimmste war, als ich heiratete und wieder geöffnet wurde. Es war so schmerzhaft. Dann, als ich meine Kinder zur Welt brachte, wurde ich jedes Mal erneut aufgeschnitten. Es hat mein ganzes Leben betroffen, meine Jugend, mein Erwachsensein. Ich wurde immer wieder zugenäht und aufgeschnitten, bis ich mein letztes Kind gebar. Als ich mein erstes Kind hatte, einen Sohn ... die Schmerzen, das Aufschneiden, das Zunähen, ich schwor mir, wenn ich jemals eine Tochter haben sollte, würde ich ihr das niemals antun. Damals traf ich diese Entscheidung. Keine meiner Töchter ist beschnitten.“

Davon kann auch die 70-jährige Hauna Noura berichten. Sie war zehn Jahre alt, als es passierte. Ohne Betäubung wurde sie von den Frauen der Familie festgehalten, ihre Großmutter schnitt dann mit einem Messer alles ab, verschloss die blutende Wunde anschließend mit Dornen. Hauna Nouras Beine wurden zusammen gebunden, damit sie nicht laufen, sich nicht bewegen konnte. Tagelang lag sie so da und wusste nur, dass es passieren musste, denn ansonsten würde sie später keinen Ehemann bekommen, das wurde ihr gesagt. „Ich bin heute eine alte Frau, aber die Schmerzen von damals habe ich noch immer. Durch die Infektionen habe ich Nierenprobleme bekommen, damit kämpfe ich jeden Tag. Was mir zugefügt wurde, werde ich nie vergessen.“ Doch Hauna Noura merkte erst spät, dass Genitalverstümmelung falsch ist. Sie hat sechs Töchter, ihre älteste ließ sie „beschneiden“. „Als

ich sah, mit welchen Schmerzen sie auf die Toilette ging, entschied ich mich, dass ich das nie wieder zulassen werde.“ Ihre fünf anderen Töchter blieben unberührt. Hauna Noura sagt, sie habe sich bei ihrer ältesten Tochter entschuldigt, der Teufel habe sie geritten, als sie den Eingriff zuließ. Auch Hauna Noura setzt sich heute aktiv gegen Genitalverstümmelung in Somaliland ein. Die Zahl der Gegnerinnen und auch Gegner dieser alten traditionellen Prozedur wächst stetig. Doch auf dem Lande ist die nomadische Bevölkerung nur schwer zu erreichen. Deshalb sinkt die Zahl der betroffenen Frauen auch nur so langsam in Somaliland. „Havayoco“ ist eine Organisation, die einen ganz ungewöhnlichen Weg geht, um das Thema in den Dörfern und in den nomadischen Siedlungen anzusprechen. Mit einer Zirkusvorführung begeistert man erst die Bewohner, um

„Mir wurde gesagt, das ist unsere Kultur, unsere Tradition. Wenn wir dagegen sind, ehren wir Allah nicht. Meine Mutter meinte, wenn sie es nicht geschehen lassen würde, dann bekäme ich keinen Ehemann und keine Familie. Sie sagte, sie beschütze meine Ehre, meine Jungfräulichkeit und garantiere mir so eine zukünftige Ehe. Das war die Antwort, die ich erhielt, als ich fragte.“

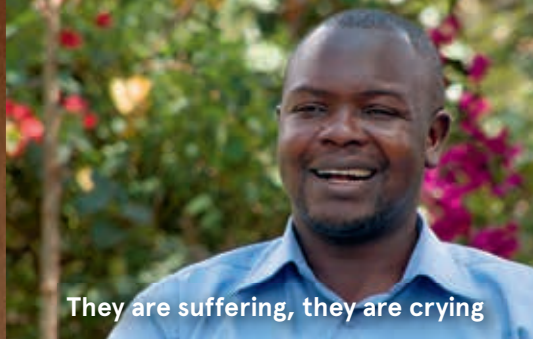
anschließend über Genitalverstümmelung zu sprechen. Damit, so Kamal Hassan von Havayoco, komme man ins Gespräch. Sogar eigene Lieder schreibe man für diese Auftritte. Er beginnt zu singen und übersetzt anschließend: „Genitalverstümmelung ist ein Genozid an den Mädchen, wir sind gekommen, um Euch zu sagen Stopp ... Stopp, Stopp ...“

Zurück in Hargeisa, im Edna Adan Hospital. Auf dem Dach steht eine riesige Wandtafel. Hier werden auch Hebammen ausgebildet, ihre „Soldatinnen am Boden“ im Kampf gegen Genitalverstümmelung, wie Edna Adan die jungen Frauen bezeichnet. Die Hebammen gehen nach ihrer Ausbildung in die Dörfer im ganzen Land, um dort zu helfen und auch über die Gefahren aufzuklären. Die redegewandte Seniorin weiß, dass es nicht einfach mit einem Gesetz getan ist, dass ein Verbot der Genitalbeschneidung nicht über Nacht kommen wird. Sie fordert deshalb auch die internationale Gemeinschaft auf, mehr zu tun, als nur zu sagen, dies sei ein „afrikanisches“, ein „kulturelles“ Problem.

Edna Adan glaubt, eine große Abschreckung wäre es, wenn die Einwanderungsbehörden anderer Länder ihren Kampf gegen die Verstümmelung unterstützten. Der Wunsch zu emigrieren sei groß am Horn von Afrika. Gefahren hielten vor allem die



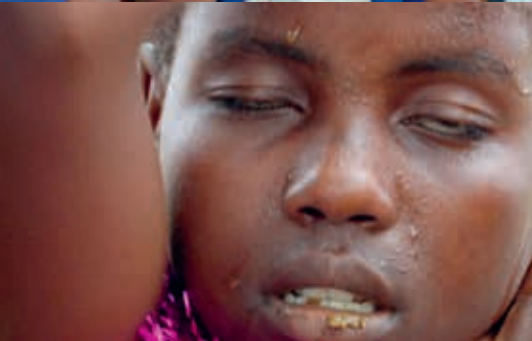
My decision was to be beautiful, like other newly circumcised.



They are suffering, they are crying



but when I went, it was something very painful, I will never forget.



jungen Leute nicht davon ab, ihr Leben zu riskieren, um in Europa oder in Nordamerika ganz neu anzufangen. „Jeder, der ein Visum für ein anderes Land haben möchte, sollte zwei Zeilen im Antrag auszufüllen haben“, fordert Edna Adan. „Und das richtet sich an die gesamte Familie: Verstehen Sie, dass die Genitalverstümmelung eine kriminelle Handlung in diesem Land ist, sei es Schweden, Deutschland oder Holland? Und darunter müsste es heißen: Verstehen Sie, dass, wenn Sie dieses Gesetz brechen, die gesamte Familie ihren Aufenthaltsstatus verlieren kann? Ich sage bewusst die ganze Familie, denn das bezieht die geschätzten kleinen Jungen mit ein, die Väter, die Männer der Familie. So werden nicht nur die kleinen Mädchen und die Mütter bestraft.“

Großbritannien ist da schon einen großen Schritt weiter als andere europäische Länder. Kamal Farah, der für CARE in Somaliland arbeitet, kann davon berichten. Er lebte für ein paar Jahre mit seiner Frau in England. Sie wurde als kleines Mädchen in Somalia beschnitten. In Großbritannien wurde ihre erste Tochter geboren. „Nach drei Tagen kam ein Sozialarbeiter zu uns nach Hause und sagte, sie hätten vom Krankenhaus einen Bericht bekommen, dass die Mutter an ihren Genitalien verstümmelt war und ihr bei der Geburt geholfen werden musste. Mehrere zusätzliche Schnitte mussten gemacht werden, denn auf natürliche Weise war die Geburt nicht möglich. Der Sozialarbeiter meinte zu uns, unsere Tochter sei hier geboren, damit britische Bürgerin. Nach dem Gesetz dürfe ihr das nicht angetan werden. Wir seien dafür haftbar, dass das weder in Großbritannien durch-

geführt wird, noch dass wir unsere Tochter in Somalia beschneiden lassen würden.“

Kamal Farah und seine Frau engagieren sich seit Jahren gegen Genitalverstümmelung, das erklärten sie auch dem britischen Sozialdienst. „Meine Tochter ist jetzt sieben Jahre alt, ich habe noch eine weitere kleine Tochter. Sie beide werden nicht das erleiden, was ihre Mütter und Großmütter erleiden mussten, als sie Mädchen waren.“

Der Kampf gegen die weibliche Genitalverstümmelung am Horn von Afrika geht weiter. Doch die Richtung, die dabei eingeschlagen wird, ist nicht die, die sich die Aktivistinnen und Aktivisten wünschen. Für sie gilt eine „Null-Toleranz“ Politik, jegliche Form der Genitalbeschneidung und -verstümmelung sollte und muss abgelehnt werden. Doch immer mehr setzt sich der Typ I, bei dem „nur“ die Klitoris entfernt wird, durch. „Genitalverstümmelung light“ also? Für Edna Adan und auch die vielen anderen engagierten Frauen und Männer in Somaliland ist deshalb klar, dass ihr Kampf gegen dieses Verbrechen an weiblichen Körpern in der jungen Republik noch lange nicht vorbei ist. „Es gibt keinen Zauberstab“, sagt Edna Adan. „Es ist vielmehr wie beim Schnitzen: Man hat dieses Stück Holz und schlägt Stück für Stück ab, bis man endlich die richtige Form gefunden hat.“ Noch kann Edna Adan also nicht in den Ruhestand gehen, es bleibt viel zu tun. ●

Die Bilder zeigen Ausschnitte aus dem mehrfach preisgekrönten Dokumentarfilm „The Cut“, den Beryl Magoko als ihren Diplomfilm im Fach „Film“ an der Kampala University produzierte. Da sie selbst von Genitalverstümmelung betroffen ist und der Welt schon lange ihre Geschichte erzählen wollte, kehrte sie in ihr Heimatdorf in Kuria, Kenia zurück. Ihr persönlicher Blick und ausführliche Recherchen schaffen eine große Nähe zu den Dorfbewohnern, für die Genitalverstümmelung Realität ist: Junge Mädchen, ältere Frauen, Beschneiderinnen und Aktivistinnen im Kampf gegen diese Praxis. Nicht überall war Beryl Magoko willkommen, zu stark ist die alte Tradition verankert. Das ging teilweise soweit, dass ihr Team bei den Dreharbeiten angegriffen wurde. Andere Dorfbewohner waren mutig genug und haben über ihre Erfahrungen gesprochen. So entstand ein Film, der – obwohl er beide Seiten zu Wort kommen lässt – eine klare Position gegen Genitalverstümmelung bezieht und zur Aufklärung und Abschaffung der alten Tradition beiträgt.

Zur Zeit produziert Beryl Magoko im Rahmen eines Master-Studiums an der Kunsthochschule für Medien in Köln einen weiteren Film zum Thema: Die Rekonstruktion verstümmelter Frauen. Auch nach dem Studium will Beryl Magoko für mehr Rechte afrikanischer Frauen arbeiten – am liebsten von Deutschland aus mit oder für entsprechenden Hilfsorganisationen.

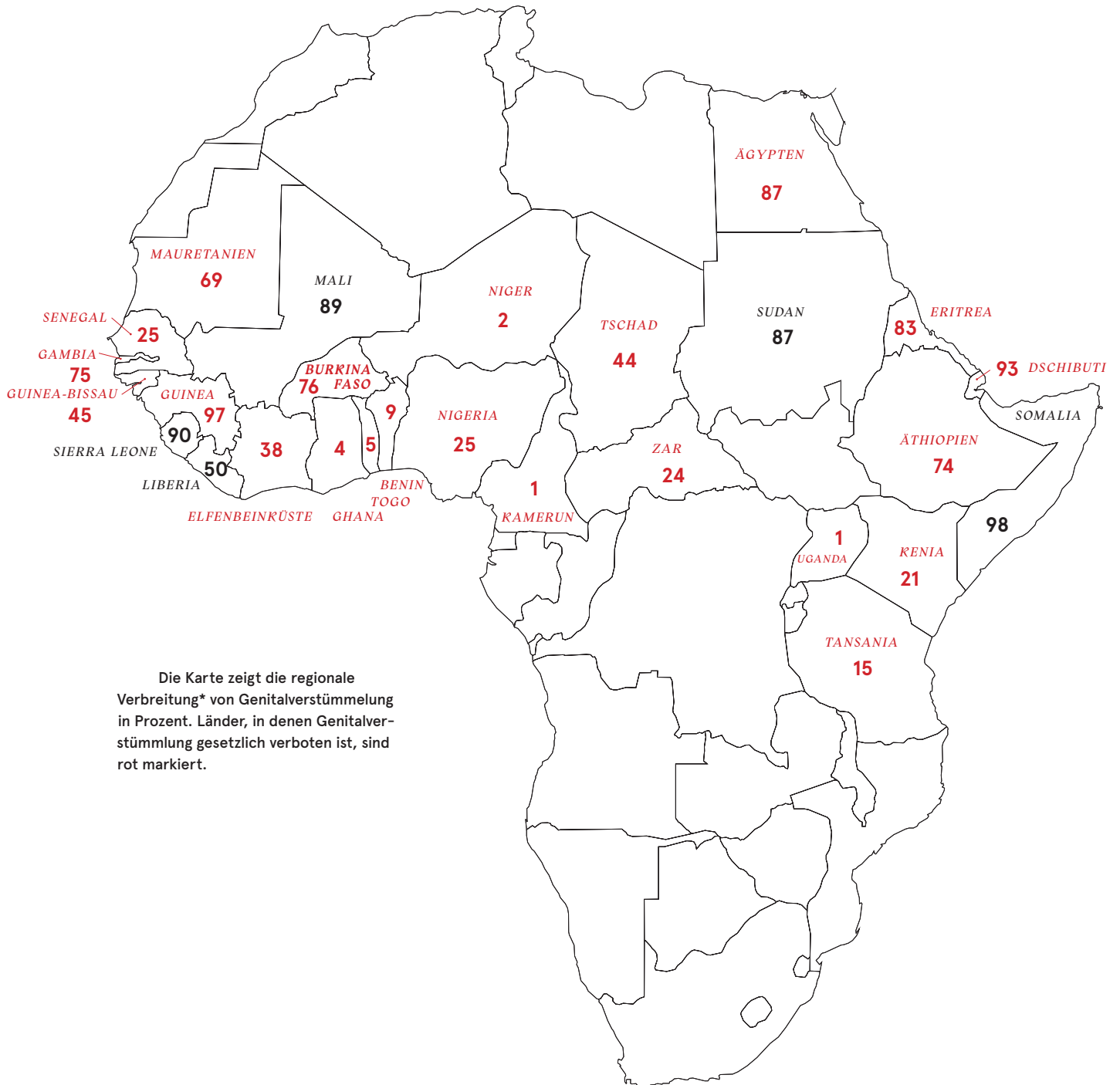


The state shall ensure the elimination of every discrimination against women and also ensure the protection of the rights of the woman and the child (...).

● Article 18, 3: African Charter on Human and Peoples' Rights (1981)

EIN ÜBERBLICK

Länder Afrikas, in denen weibliche Genitalverstümmelung praktiziert wird.



Die Karte zeigt die regionale Verbreitung* von Genitalverstümmelung in Prozent. Länder, in denen Genitalverstümmelung gesetzlich verboten ist, sind rot markiert.

*nach Daten von UNICEF 2015

REISE-APPS

Deutsche Bahn, Lufthansa, Air Berlin: Durch meine Arbeit bin ich viel auf Reisen – in Deutschland und weltweit. Apps erleichtern schnelles und unkompliziertes Reisen!

UHR-APP

Frühes Aufstehen ist fester Bestandteil meiner Tätigkeit. Daher ist der Wecker auf meinem Smartphone eine viel genutzte App, die ich vor 6 Uhr morgens manchmal gerne verwünschen würde.

TELEFON

Oft greife ich zum Handy, um zu telefonieren. Denn im Gespräch lassen sich Dinge oft schnell und unkompliziert besprechen.

MAIL

Die meisten Informationen erreichen mich per Mail. Das ermöglicht oft eine schnelle Kommunikation, auch mit meinem Team.

BÄRBELS SMARTPHONE

0049-----



NACHRICHTEN-APPS

Tagesschau, ZDF, Deutsche Welle, BR: Ich nutze mehrere Nachrichten-Apps, um immer über alle Themen schnell informiert zu sein. Gerade unterschiedliche Sichtweisen und Vielfalt sind für die Meinungsbildung sehr wichtig.

SMS

Ich bin viel unterwegs und halte durch SMS mit meiner Familie und mit Freunden Kontakt.

Dr. Bärbel Kofler ist seit 2004 Bundestagsabgeordnete und seit März 2016 die Beauftragte der Bundesregierung für Menschenrechtspolitik und Humanitäre Hilfe. Die promovierte Sprachwissenschaftlerin hat nach ihrem Realschulabschluss eine Lehre als Bankkauffrau absolviert, auf dem zweiten Bildungsweg ihre Fachhochschulreife gemacht und ein Studium in Informatik abgeschlossen. Schwerpunkte ihrer Arbeit im Bereich der internationalen Politik sind die Themen Wirtschaft und Menschenrechte, Steuer-gerechtigkeit und nachhaltige Entwicklung.

Mein Handy, mein Leben

Ein kleines Gerät, das ziemlich viel über uns weiß: das Smartphone. Was da so drauf ist? Wir haben mal nachgefragt: bei der Bundestagsabgeordneten Dr. Bärbel Kofler und bei Basheer Alzaalan, einem früheren Englischlehrer aus Syrien, der 2014 nach Deutschland floh.

MUSIK

Ich höre nicht viel Musik, aber Fairuz steht ganz oben auf meiner Playlist. Die Sängerin gilt als Mutter des Libanon und ist eine Ikone der arabischen Welt. Ich höre sie mir, und auch das ist typisch, morgens auf dem Weg zur Arbeit an.

FOTOS

Anfang 2015 bin ich nach Deutschland gekommen, weil es in meiner Heimatstadt Deir Ez Zoor nicht mehr sicher war. Meine Flucht habe ich nicht mit diesem Handy festgehalten, das ist neu, aber es ist genau das selbe Modell. Die Bilder erinnern mich an den langen Weg im Winter nach Deutschland.

AL-MOAZIN

Gebets-App: Al-Moazin ist meine Gebets-App. Damit weiß ich genau, in welche Richtung Mekka liegt und wann ich bete – ganz egal, wo ich gerade bin. Sie ist unverzichtbar für mich.



ENAB BALADI

Zeitungs-App: Mit der syrischen Wochenzeitung Enab Baladi bleibe ich immer auf dem Laufenden. Ich lese sie täglich, schließlich kann sich innerhalb einiger Stunden vieles verändern. Falls etwas passiert, werde ich sofort informiert.

WHATSAPP

Eine meiner Cousinen ist im Moment in der Türkei, eine andere in Österreich. Meine Brüder sind in den Niederlanden und noch in Idlib in Syrien. Andere Verwandte leben in Kuwait. Per WhatsApp bleibe ich mit ihnen und mit meinen Freunden in Kontakt.

GOOGLE TRANSLATE

Ganz wichtig: Google Translate. Damit kann ich schnell vom Arabischen ins Deutsche übersetzen – und umgekehrt. Im letzten Jahr habe ich einen Deutschkurs beim Verein für Europäische Sozialarbeit, Bildung und Erziehung e.V. (VESBE) in Siegburg gemacht. Mittlerweile ist mein Deutsch so gut, dass ich schon anderen Flüchtlingen bei Behörden gängen helfen konnte.

GOOGLE MAPS

Google Maps ist mein treuer Begleiter. Auch auf meinem Weg nach Deutschland habe ich die App genutzt, um zu wissen, wo ich lang muss. Sie hat mir sehr geholfen.

Basheer Alzaalan, 30, kommt ursprünglich aus Syrien und floh Ende 2014 nach Deutschland. Seit Anfang 2015 lebt er in Troisdorf, Nordrhein-Westfalen. Früher war Basheer Englischlehrer. Heute ist er CARE-Bundesfreiwilliger beim „KIWI“-Projekt, das sich für die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Flucht- und Migrationshintergrund einsetzt.

Auf einmal ist da Blut.
Und das Mädchen versteht die Welt nicht mehr.
Eine Geschichte aus den 1950er Jahren?
Nein.
Kambodscha im Jahr 2016.



14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

Bloody Business Business Bloody

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

Von JENNY CONRAD

Fotos: JOSH ESTEY

„Als ich meine Periode zum ersten Mal bekam, war ich vierzehn Jahre alt“, erzählt die junge Klem. Sie lebt in Kambodscha und gehört der Tampuan-Minderheit an, die im Nordosten des Landes lebt. „Ich hatte solche Angst, ich war wütend, traurig, und dann verwirrt“, berichtet sie. „Ich habe mich nicht getraut, mit meinen

Freunden darüber zu sprechen. Sie sollten nichts erfahren. Ich dachte, ich sei die Einzige, der so etwas passiert. Und ich habe geglaubt, ich müsste sterben. Weil ich so viel Blut verlor.“ Eine vierzigjährige Frau erzählt: „Die älteren Frauen in unserem Dorf flüsterten. Aber wir verstanden es nicht. Niemand erklärte mir, was Menstruation bedeutet, was mit mir passieren würde.“ Noch schlimmer waren die eigenen Gedanken, die Puzzlestücke, die man zusammenfügte, berichtet eine andere Frau: „Ich dachte, ein Blutegel hätte mich befallen und er würde nun mein Blut aufsaugen.“



Die Erfahrungen von Klem und den anderen Frauen sind Zeugnisse der Unwissenheit, der Angst und eines großen Tabus: der Menstruation. Um herauszufinden, wie Frauen allen Alters im ländlichen Kambodscha mit ihrer Monatsblutung umgehen, haben wir sie zu Wort kommen lassen. Im Gespräch mit CARE-Mitarbeiterinnen, die die lokale Sprache sprechen und verstehen, welche Schranken in den Köpfen existieren. Menstruation ist in Kambodscha ein sehr intimes Thema, höchstens innerhalb der Familie sprechen die Frauen miteinander darüber. Eine Frau berichtete sogar, dass sie benutzte Binden immer heimlich hinter ihrem Haus verbrennt. Doch Binden sind Luxus: Viele Frauen nutzen alte Kleidung, Stoffetzen, waschen diese heimlich, beschämt. In den Gesprächen hörten wir von Angst, Scham und Unwissenheit. Aber auch von neuen Wegen und langsamem Wandel, der junge Frauen in Kambodscha selbstbewusster macht und ihnen mehr Freiheit bringt – an allen Tagen im Monat.

Ratanakiri, im Nordosten Kambodschas, ist eine entlegene, ländliche Region. Jeder zweite Einwohner hier gehört einer ethnischen

Minderheit an. Kambodscha gilt eigentlich als eine sehr homogene Nation, die Landessprache ist Khmer und über 90 Prozent der Bevölkerung gehören der Gruppe der Khmer an. Doch daneben gibt es geschätzte 24 weitere Sprachgruppen. Diese ethnischen Minderheiten machen zwischen 1,4 und 2 Prozent der Gesellschaft aus. In Ratanakiri sind sechs ethnische Minderheiten beheimatet. Ohne Sprachkenntnisse und eine gute Verkehrsanbindung an die wirtschaftlichen Zentren des Landes sind die Gemeinden buchstäblich abgeschnitten von Entwicklung. Frauen und Mädchen sind wie immer doppelt ausgegrenzt: durch ihre ethnische Zugehörigkeit und durch ihr Geschlecht. Deshalb unterstützt CARE besonders indigene Frauen und Mädchen, damit sie am gesellschaftlichen Fortschritt teilhaben und dennoch ihre Identität und Lebensweise bewahren können.

Menstruation, Monatsblutung, Periode: Drei Worte für einen absolut natürlichen Vorgang, der buchstäblich lebensstiftend ist. Schließlich bedeutet der Zyklus einer Frau, dass sie in einem fruchtbaren, gebärfähigen Alter ist. Warum also dieses Tabu?

Die Frauen in Ratanakiri tragen oft mehrere Hosen und Röcke übereinander, um ihre Periode zu verstecken, und waschen sich mehrmals am Tag. Tatsächlich gibt es in Kambodscha weder negative noch positive kulturelle Praktiken für Mädchen zu Beginn der Pubertät. Doch viele Mädchen tendieren dazu, sich anders zu verhalten, sobald sie ihre Periode bekommen. Sie kapseln sich ab, ermutigt durch Gleichaltrige oder ihre Mütter. „Ich nehme alleine ein Bad, unten am Bach, getrennt von den anderen“,

Aus Scham nehmen viele Mädchen und Frauen allein ein Bad – am Bach, getrennt von den anderen. Nach Sonnenuntergang ist das ein gefährliches Unterfangen, denn in der Dunkelheit drohen nicht nur Schlangenbisse, sondern auch Angriffe von männlichen Dorfbewohnern.



verrät eines der älteren Mädchen, mit denen wir sprechen. In einigen Gemeinschaften wird sogar davon abgeraten, Kontakt zu Kindern zu haben, während man seine Tage hat. Gerade Kinder mit Hautausschlag könnten dadurch zusätzlich geschädigt werden, so heißt es. Medizinisch ist das weder belegt noch nachvollziehbar. Aber die Isolation von Frauen während ihrer Monatsblutung ist so stark

verankert, dass es schwer ist, diese Fehlinformationen zu widerlegen.

Viele kambodschanische Frauen nehmen auch nicht an religiösen Festen teil, wenn sie ihre Periode haben. Praktizierende Buddhistinnen bieten Mönchen in dieser Zeit kein Essen an, wie sie es sonst als milde Gabe tun. Indigene Frauen anderer Glaubensrichtungen halten sich von den religiösen Zeremonien

ihrer Gemeinden fern. Obwohl diese Auffassung von den Frauen selbst aufrechterhalten wird, kritisiert ein Bewohnerin aus Ratanakiri auch die Einstellung vieler Männer: „Mir wurde gesagt, dass eine blutende Buddhistin nicht zur Pagode gehen sollte. Ich wusste nicht warum. Für mich klang das, als wäre meine Blutung eine Sünde. Aber ich glaube, dass die Männer sich schlichtweg vor uns ekeln.“

In vielen Teilen Kambodschas ist die Gesellschaft weit von dem entfernt, was in westlichen Ländern Normalität ist: sexuelle Aufklärung als Teil des Schullehrplans in Biologie. Und Informationen für Mädchen, die bereits vor ihrer ersten Blutung erklärt bekommen, was sie erwartet. Natürlich hängt dieser Unterschied auch mit Bildung zusammen. Der abgelegene Nordosten des Landes verzeichnet die niedrigsten Abschlussraten für Mädchen. 2015 schlossen in Ratanakiri gerade einmal 24 Prozent der Mädchen, also weniger als ein Viertel, die weiterführende Schule ab. Und gingen sie doch weiter zur Schule, wurden ihr Körper und seine Entwicklung im Lehrplan ignoriert. Das soll sich nun aber ändern.

„Meine Generation schämte sich und hatte Angst vor der Periode. Das ist heute nicht mehr so“, berichtet eine 32-jährige Kambodschanerin. Viele junge Mädchen denken mittlerweile anders, sind selbstbewusster. Das freut auch eine Lehrerin, mit der wir sprechen. „Die Dinge haben sich verändert. Ich habe das Gefühl, dass es für uns schwieriger war, als wir jung waren. Heute wissen die Mädchen mehr und können sich auch besser versorgen.“ Offene Kommunikation, insbeson-

dere an Schulen, zahlt sich aus. Rachana, 15, ist nicht viel jünger als Klem, die eingangs sprach. Und doch hat das Mädchen ganz andere Erfahrungen mit dem Thema Menstruation gemacht. Sie ist Schülerin an einer Oberschule in Ratanakiri. CARE setzt sich hier für die Bildung von Mädchen ein, um sie auf die Zukunft vorzubereiten. Rachanas Lehrplan beinhaltet die Themen Pubertät, Fortpflanzung und sexuelle Gesundheit. Daher wusste sie auch schon, was mit ihr passiert, als sie ihre Periode zum ersten Mal bekam. „Ich musste die anderen nicht fragen. Das meiste dazu wusste ich schon aus der Schule.“ Entsprechend locker geht Rachana damit um: „Ich benutze einfach Binden und Seife, um mich regelmäßig zu waschen. Ich habe wegen meiner Periode noch nie die Schule verpasst.“

Rachana

15



Die 15-jährige Rachana geht selbstbewusst mit ihrer Menstruation um. An ihrer Schule in Ratanakiri gehört Sexualkunde zum Lehrplan. Die offene Kommunikation zahlt sich aus. Rachana weiß, dass sie sich mit ihrer Periode nicht verstecken muss und sie bei dem Thema nicht auf sich allein gestellt ist.

Srey Oun

26



So wie Rachana geht es auch anderen Schülerinnen von Srey Oun. Sie ist die einzige weibliche Lehrerin der Oberschule in Ratanakri. Gleichzeitig ist sie die Hausmutter im Internat und verantwortlich für die Mädchen, die zum Lernen von zu Hause wegziehen. Sie setzt ihr Wissen und den Lehrplan ein, den sie von CARE bekommen hat, um ihre Schülerinnen über Fortpflanzung und sexuelle Gesundheit zu informieren. Srey Oun ist es wichtig, für ihre Schützlinge da zu sein. „Schließlich sind sie weit weg von ihren Müttern und Tanten und können diese Vertrauenspersonen nicht einfach fragen, wenn sie etwas wissen möchten. Ich teile mein Wissen gerne mit den Mädchen und helfe dabei, dass sie sich nicht alleine fühlen“, erzählt die Lehrerin.

Aber sind all diese Veränderungen mit den Traditionen und Lebensweisen der vielen ethnischen Gruppen im Nordosten Kambodschas vereinbar? Wer gesellschaftlichen Wandel fördern will, muss Geduld haben und alle Stimmen anhören. Hilfsorganisationen können und sollten nicht mit einer vorgefertigten Schablone in Gemeinden kommen und den Menschen ein Rezept vorsezen, wie sie von nun an über bestimmte Dinge sprechen sollten.

Srey Oun (26) ist Rachanas Lehrerin. Sie bespricht mit den Mädchen an der Oberschule wichtige Themen wie Fortpflanzung und sexuelle Gesundheit und ermutigt sie dazu, Fragen zu stellen. Für viele Schülerinnen ist sie daher eine wichtige Vertrauensperson.



Wasserholen ist Frauensache. 74 Prozent der Haushalte in Ratanakiri haben keinen direkten Zugang zu Trinkwasser. Zugang zu Latrinen haben lediglich 10 Prozent der im Nordosten Kambodschas lebenden Menschen.

Bemerkenswert und hilfreich in den Gesprächen mit Frauen war für uns daher die positive, offene Einstellung zum Wandel. „Ich denke, Mädchen sollten von ihren Lehrern in der Schule und von ihren Verwandten zu Hause unterstützt werden, damit die Periode ihr Leben nicht so stark einschränkt“, so eine Schülerin. In diesem Punkt stimmen fast alle Kambodschanerinnen überein.

Die neuen Bildungsprogramme wirken sich nicht nur für die Mädchen positiv aus. Denn ihr Wissen tragen die Mädchen zurück in ihre Familien und verbessern somit auch die Gesundheit ihrer Mütter und anderer weiblicher Familienmitglieder. Ein 15-jähriges Mädchen der Kreung-Minderheit erzählt: „Meine Mutter benutzt jetzt Binden, weil meine Schwester mit ihr über Hygiene und Infektionen gesprochen hat.“

Die Frauen sehen, wie die Mädchen sich selbst besser verstehen und eigene Entscheidungen treffen können. Und dass sie sauber und gesund bleiben. Manche Frauen möchten diesen Fortschritt gerne noch weiterführen und ihn mit sexueller Aufklärung verbinden, einem noch größeren gesellschaftlichen Tabu in vielen Gemeinden. „Informationen zur Menstruation sollten in allen Schulen Pflicht sein. Und die Mädchen könnten am besten auch gleich noch darüber informiert werden, wie sie eine ungewollte Schwangerschaft vermeiden können.“

Für Europäerinnen ist es undenkbar, während der Periode weder eine Toilette noch fließendes Wasser oder eine Tür zu haben, die abgeschlossen werden

kann. Für den Großteil der Frauen im Nordosten Kambodschas ist das Realität. Eine CARE-Studie belegt, dass nur 10 Prozent der befragten Haushalte in Ratanakiri Zugang zu Latrinen haben. Außerdem berichteten 74 Prozent, dass ihre Haushalte keinen direkten Zugang zum Wasser haben. Stattdessen sammeln sie Trinkwasser aus Teichen oder Bächen. Wasserholen ist Frauenaufgabe. Neun von zehn Einwohnerinnen in Ratanakiri geben an, dass die Beschaffung von Wasser eine ihrer Pflichten ist.

Neben der Familienpflicht müssen Mädchen und Frauen zusätzlich Wasser für ihre eigene Körperhygiene organisieren. Sie waschen sich entweder in Bächen oder gehen in den Wald, wenn sie keine Latrinen oder private Waschräume haben. In der Nacht kann es für die Frauen dann gefährlich werden: Schlangenbisse sind eine ständige Gefahr, und leider nutzen auch einige männliche Dorfbewohner die Gelegenheit im Dunkeln, um Frauen anzugreifen. Egal, welcher Ethnie die Frauen angehören: Der Wunsch nach Intimsphäre eint sie: Eine 30-jährige Frau der Tampuon wünscht sich für die Zukunft ein sauberes Badezimmer, „ein komfortables Badezimmer, in das niemand hineinschauen kann.“ Eine Frau der Phnong-Gemeinde stimmt dem zu: „Ich hoffe und möchte, dass die Mädchen und Frauen einen eigenen

persönlichen Raum bekommen.“ Eine 20-jährige Frau fordert außerdem sauberes Wasser. Noch einen Schritt weiter geht eine ihrer Lehrerinnen und verlangt zusätzlich ein besseres Entsorgungssystem: „Wir brauchen besseren Zugang zu sauberen Plätzen, in denen wir die schmutzige Wäsche lagern und sie entsorgen können.“

2015 gab es an jeder zweiten Schule in Ratanakiri keine Toiletten, während drei von vier Schulen keinen direkten Zugang zu Wasser hatten. Wenn überhaupt, dann musste das Wasser aus den umliegenden Brunnen abgepumpt und transportiert werden. Die Anlagen waren oft nicht sauber und reichten kaum für alle, auch nicht an Rachanas Schule. Für einhundert Mädchen gab es dort eine Toilette. „In den Pausen war da immer eine lange Schlange und es gab nicht genug Wasser, die Toilette war also sehr schmutzig. Oft hielt ich ein, bis ich wieder zu Hause war.“

CARE arbeitet daran, in Schulen der Provinz Ratanakiri mehr sanitäre Anlagen zu errichten und damit die Beteiligung von Mädchen am Unterricht zu fördern. Rachanas Schule hat zwei neue Toiletten dazu bekommen, deshalb dauert das Warten bei ihr jetzt nicht mehr ganz so lange. Ein Regenwasserspeicher sorgt außerdem dafür, dass sich die Schüler die Hände waschen können und die Mädchen Wasser für die Reinigung

während der Monatsblutung haben. Das ist auch der kambodschanischen Regierung aufgefallen. Chun Thear ist Beamtin in der Provinzverwaltung für Bildung in Ratanakiri. Sie hofft, dass sich auch die Regierung dem Thema annimmt. „Als ich meine Periode bekam, konnte ich weder

zur Schule noch zur Arbeit gehen“, erzählt Chun. „Als junges Mädchen wusste ich nicht, dass das alles ganz natürlich ist. An der Schule haben wir nie darüber gesprochen. Jetzt wissen junge Mädchen zum Glück viel mehr. Ich hoffe, dass das Bildungsministerium dieses Thema in den staatlichen Lehrplan übernimmt, von der Grund- bis zu Oberschule, damit alle Schülerinnen davon profitieren können.“

Denn kein Mädchen sollte sich wegen seiner Periode entmutigt oder unwohl dabei fühlen, zur Schule zu gehen. Stattdessen können mehr Privatsphäre, Wissen und ein gesundes Selbstbewusstsein den jungen Kambodschanerinnen dabei helfen, souverän mit der Situation umzugehen. Die Menstruation ist schließlich nichts, wofür sie sich schämen müssen. ●



Alles, was sich Tampuan-Frauen wünschen ist ein sauberes Badezimmer, und damit etwas Intimsphäre.



Aus Scheiße Gold machen*

Von ANIRA AUWEILER

Fotos: MENNICRE/ZAKHAROV

Diese vier Worte beschreiben die Fähigkeit, aus wenig Wertvollem etwas Kostbares zu schaffen. Seit wann die Redewendung in Gebrauch ist, lässt sich nicht exakt zurückverfolgen. Vermutlich liegt der Ursprung jedoch im 15. Jahrhundert. Damals tüftelten Alchimisten daran, einfache Metalle chemisch in Gold zu verwandeln. Gelungen ist ihnen das nicht. Unter Aufwendung einer sehr großen Menge an Energie und entsprechenden Apparaturen wäre die Umwandlung heute theoretisch möglich. Lohnt aber nicht. Wir erinnern uns an den Chemieunterricht: Ein Atom besteht aus Protonen, Neutronen und Elektronen. Vereinfacht gesprochen bestimmt die Anzahl der Protonen im Atomkern die Art des Stoffes. Gold hat exakt 79 Protonen im Atomkern. Wollte man nun einen anderen Stoff in Gold verwandeln, müsste man die fehlenden beziehungsweise überzähligen Protonen in den Atomkern dieses Stoffes schießen oder aus diesem rausfiltern, bis die Zahl 79 erreicht ist. Um aber auch nur ein Gramm Gold zu erhalten, müsste man $3,06 \times 10^{21}$ Atome verwandeln. Dieser Prozess würde weit mehr kosten, als das so gewonnene Gold überhaupt wert wäre.

Nutzt man jedoch die wortwörtliche Scheiße, um etwas Wertvolles zu erhalten, kommt man deutlich schneller zum Ziel. Der Kot eines gesunden Menschen enthält viele wichtige Nährstoffe. Richtig gelagert – also nicht zu feucht und ohne Einfluss von Chemie – lässt sich aus unseren Ausscheidungen fruchtbarer Humus gewinnen, auf dem kostbare Nahrungsmittel gedeihen können. In diversen Unternehmen und Universitäten wird schon an Biotoilettensystemen getüftelt, die menschliche Ausscheidungen geruchsneutral und hygienisch auffangen und der Wiederverwertung zuführen. Wem das schon zu eklig ist, der sollte den nächsten Fakt schnell überspringen: Ein japanischer Forscher hat vor wenigen Jahren seinen nachhaltigen Fleischersatz der Zukunft vorgestellt: Er presst Burger-Patties aus Proteinen, die er aus menschlichem Kot gewonnen hat. Lecker.

Auch tierischer Mist birgt verwertbare Potentiale. Schon seit Jahrhunderten wird dieser zum Beispiel als Pflanzendünger verwendet. Mittlerweile wird zudem das bei der Vergärung von Dung entstehende Gas Methan zur Erzeugung von Biogas verwendet. Und aus einem durchschnittlich großen Kuhfladen lassen sich etwa 0,1 Kilowattstun-

Disclaimer: Dies ist eine Redewendung. Die Autorin würde einen solch vulgären Ausdruck für menschliche Körperausscheidungen niemals verwenden

den Strom gewinnen. Manche tierischen Verdauungsprozesse sind sogar richtig kostbar. Kaffeebohnen, die den Verdauungstrakt einer bestimmten Schleichkatzenart in Asien durchlaufen haben, erzielen unter dem Namen Kopi Luwak Kilopreise in vierstelliger Höhe.

Nicht selten wurde und wird auch heute weltweit bekannten Künstlerinnen und Künstlern mangelndes Talent bescheinigt, ihre Kunst nicht beachtet oder schlichtweg als „Dreck“ bezeichnet. Piero Manzoni nahm diese Kritik im Jahr 1961 wörtlich, verpackte seinen Mist fein säuberlich in Dosen und nannte das Werk „Merda d'artista“, zu Deutsch „Künstlerkacke“. Heute zahlt man für eine dieser Dosen bis zu 30.000 Euro.

Der deutsche Allround-Entertainer Rocko Schamoni hat den Wert von „Mist“ ebenfalls erkannt. Gemeinsam mit dem Designer Jonathan Johnson brachte er 2012 erstmalig eine Schmuckkollektion heraus, die den wohlklingenden Namen „Scheiße by Schamoni“ trägt. Zur Auswahl stehen goldene Klobürstenanhänger und Klorollenamulette. Kassenschlager ist jedoch eine Kette mit simplem „Scheiße“-Schriftzug.

Deutlich weniger lukrativ ist der Job als Goldsucher in Kalkutta. Wortwörtlicher lässt sich unsere Redewendung jedoch kaum umsetzen: Auf der Suche nach winzigen Goldpartikeln, die die Goldschmieden der Stadt tagsüber bei ihrer Arbeit in die Kanalisation spülen, wühlen bitterarme Menschen im unterirdischen Müll der Millionenstadt herum. Der in der Brühe befindliche Goldstaub wird mit Hilfe von hochgiftigen Chemikalien extrahiert, gesammelt und verkauft. Der Verdienst ist gering, jedoch doppelt so hoch wie der eines Rikschafahrers.

Und zum Schluss noch ein hochexplosiver Fakt: Unter bestimmten Bedingungen lassen sich die getrockneten Exkremamente von Pinguinen und anderen Vögeln zur Sprengstoffherstellung nutzen. Das geschieht, wenn nach der Ausscheidung chemische Prozesse besonders auf kalkreichen Böden den Kot in ein Phosphatgemisch umwandeln. Der Verkauf dieses natürlichen Düngers und Sprengstoffmittels, übrigens auch Guano genannt, hat etwa den Inselstaat Nauro im Südpazifik kurzfristig sehr reich gemacht. ●

Der japanische Forscher Mitsuyuki Ikeda hat einen Fleischersatz der Zukunft vorgestellt: Er presst Fleisch-Patties aus Proteinen, die er aus menschlichem Kot gewonnen hat. Lecker.



Der belgische Künstler Wim Delvoye dachte in eine andere Richtung: Er entwarf „Cloaca“, eine Maschine, die den menschlichen Verdauungsprozess nachahmt und tatsächlich Scheiße herstellt. Seine Scheiße ist bereits in Museen auf der ganzen Welt ausgestellt worden.

Das Geld und der Tod.

Zwei große Zwei große

Tabus

—> Zeit, sich darüber zu unterhalten: Mit Britta Wiese, Referentin bei CARE und dort auch für Erbschaften zuständig. Und mit Alexander Postl. Er engagiert sich ehrenamtlich im CARE-Spenderbeirat und hat die Organisation in seinem Testament berücksichtigt.

_____ Herr Postl, beschreiben Sie uns den Moment, als Sie beschlossen, Ihr Testament zu verfassen.

AP Vor 25 Jahren begann meine Beschäftigung mit dem Tod, damals bereitete ich mich auf einige Reisen vor in Regionen dieser Welt, die als gefährlich galten. Bis heute beschäftigt mich der Tod, vielleicht auch, weil ich fortlaufend versuche, mich meinen Ängsten zu stellen. Für mich ist das Sterben ein wichtiges Thema, da es das einzige Ereignis im Leben ist, das wirklich fest steht. Nur der Zeitpunkt und die Umstände eben nicht. Für viele Menschen ist es schwierig, über die eigene Vergänglichkeit nachzudenken oder mit anderen über den Tod zu sprechen. Man hat Angst vor dem Unbekannten, was kommt danach? Man kann das Thema verdrängen. Doch sobald es präsent wird, kommt die Angst wieder hoch. Bei mir kam dann der Gedanke ans Testament irgendwie ‚automatisch‘ mit. Das begründet sich aus meinem Wunsch, bestimmten Personen, Gruppen oder Themengebieten etwas zukommen zu lassen und das eben rechtzeitig festzulegen.

_____ Frau Wiese, welche Fragen haben Menschen, die sich bei Ihnen zu diesem Thema melden?

BW Anfangs beschäftigen sie vordergründig Fragen zur gesetzlichen Erbfolge und formelle Anforderungen an ein rechtsgültiges Testament. Ich kann dann eine von CARE unabhängige und für den Interessenten kostenlose und unverbindliche Rechtsberatung anbieten. Viele Interessenten haben sich zuvor bereits mit CARE vertraut gemacht. Aber wir sprechen auch darüber, was eine Testamentspende bewirken kann und ich beantworte Fragen über die Organisation und unsere Arbeit. Bei mir melden sich aber natürlich auch Angehörige, etwa wenn wir eine Erbgemeinschaft mit ihnen bilden. Ich spreche dann mit Trauernden und die Gespräche können sehr aufwühlend werden, für beide Seiten.

_____ Wie reagieren die Menschen darauf, wenn Sie sie auf ihren Nachlass ansprechen? Warum ist das sogenannte Erbschaftsmarketing wichtig?

BW Die Reaktionen sind überwiegend positiv und interessiert. Wir drängen uns aber selbstverständlich auch nicht auf, wenn ein Gesprächspartner mit seinem Testament vor allem seine Familie absichern möchte. Doch

wer Interesse hat an den Möglichkeiten, zu helfen, dem berichte ich, warum wir das Gespräch suchen: Als Hilfsorganisation ist CARE auf Spenden angewiesen. Ohne regelmäßige Unterstützung, besonders von privaten Spendern, können wir nur begrenzt Hilfe leisten. Sicher beantragt CARE auch öffentliche Mittel von der Bundesregierung und anderen Gebern. Aber wir wollen uns nicht zu abhängig machen von den Etats der Ministerien, und auch dort helfen, wo gerade niemand hinschaut. Unsere Spender entscheiden natürlich selbst, wann, wie und in welchem Umfang sie Menschen in Not helfen möchten. Eine Spende im Testament ist dabei wohl die persönlichste Art, ein bleibendes Zeichen zu setzen. Das Vertrauen, das uns dadurch entgegen gebracht wird, wissen wir sehr zu schätzen. Wir stellen jedoch immer wieder fest, dass viele Menschen gar nicht wissen, dass man gemeinnützig vererben und so über das eigene Leben hinaus helfen kann. Für mich ist es eine schöne Aufgabe, mit Menschen ins Gespräch zu kommen und darüber zu informieren. Der bekannte Ausspruch „Tue Gutes und rede darüber“ gilt vielleicht ganz besonders für unsere Arbeit, den Spenderdialog.

_____ Herr Postl, wie haben Sie zum ersten Mal von der Möglichkeit einer Testamentspende gehört?

AP Vor rund zehn Jahren sah ich eine Anzeige einer gemeinnützigen Organisation, die für Testamentspenden warb und ich dachte mir: ‚Eine tolle Sache: Ich kann heute noch gut leben und wenn ich und meine Liebsten das Geld nicht alles brauchen, dann kann ich noch etwas tun, wozu mir jetzt die Mittel fehlen – nämlich gleich einer ganzen benachteiligten Gemeinde helfen, für immer unabhängig von weiteren Hilfsgeldern zu werden und nachhaltig für sich im Kleinen zu wirtschaften: Hilfe zur Selbsthilfe!‘

_____ Wie informiert man Menschen über das Thema Testament?

BW Per Post, am Telefon und über unsere Homepage bieten wir unverbindlich unsere Beratung und eine Informationsbroschüre an. Um auch über den Kreis unserer bestehenden Unterstützer hinaus zu informieren, schalten wir Anzeigen in Print- und Onlinemedien, häufig zu einem günstigen Benefiztarif. Und dann gibt es den 13.

September, ausgerufen als „Internationaler Tag des Testaments“. Für uns ein guter Anlass, auf verschiedenen Kanälen zu informieren und die Möglichkeiten einer Testamentsspende in Erinnerung zu rufen.

AP Für mich zählt soziale Gerechtigkeit zu unseren wichtigsten Werten. Es ist mir wichtig, für Testamentsspenden zu werben und das Thema, wenn man so sagen will, „salonfähig“ zu machen. Es wäre doch wunderbar, wenn immer mehr Menschen mit freudiger Zufriedenheit sagen würden: „Ich tue mit meinem Erbe Gutes.“

_____ Ist man in Deutschland dazu verpflichtet, ein Testament zu machen?

BW Nein. Wenn die gesetzliche Erbfolge meinem Wunsch voll und ganz entspricht, muss ich kein Testament verfassen. Die gesetzliche Erbfolge in Deutschland berücksichtigt Blutsverwandte, adoptierte Kinder, Ehepartner und Lebenspartner als mögliche Erben. Gibt es diese nicht, erbt der Staat. Wer mit seinem Nachlass zusätzlich weitere Personen oder eine gemeinnützige Organisation bedenken möchte, der muss ein Testament aufsetzen. Ein Testament gibt mir also die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wem ich etwas hinterlasse.

_____ Wer also gemeinnützig vererben möchte, braucht ein Testament?

BW Richtig. Mit dem Testament entscheidet der Spender, in welchem Umfang eine oder mehrere Organisationen berücksichtigt werden. Die Organisation kann als Alleinerbin eingesetzt werden oder mit Angehörigen und Freunden eine Erbengemeinschaft bilden. Möglich ist auch ein Vermächtnis, durch das die Organisation etwa einen Prozentteil des Vermögens, das Kapital aus einer Lebensversicherung oder eine Immobilie erhält. Dabei können auch kleine Beträge aus dem Nachlass als Spende eine große Wirkung entfalten. Die gesetzliche Erbfolge, wie sie im Bürgerlichen Gesetzbuch geregelt ist, wird dadurch nicht außer Kraft gesetzt. Kinder, Ehepartner und Eltern behalten ihren Anspruch auf den Pflichtteil. Übrigens passiert es häufig, dass gesetzliche Erben nach einem Trauerfall Teile des geerbten Vermögens an eine gemeinnützige Organisation weitergeben. Geschieht dies innerhalb von 24 Monaten nach der Erbschaft, ist auch dieser Betrag von der Erbschaftssteuer befreit.

_____ Kann eine gemeinnützige Organisation mehr verlangen, als im Testament verfügt wurde? Oder kann die Familie ihr das Erbe oder Vermächtnis vorenthalten?

BW Nein. Der Wille des Verstorbenen ist für die Erben verbindlich, und von diesen oder dem Testamentsvollstrecker zu erfüllen. Dabei ist es einerlei, ob die Erben Angehörige, Freunde oder eine gemeinnützige Organisation sind. Wenn es der letzte Wille des Spenders ist, dass ein bestimmter Betrag an Menschen in Not geht, um ihre Lebensbedingungen zu verbessern, dann ist dieser zu erfüllen. Die Pflichtteile bleiben davon natürlich unberührt.

_____ Das eigene Testament ist eine sehr private Angelegenheit. Muss man Sie darüber informieren, wenn man CARE in sein Testament aufnimmt?

BW Weit über 90 Prozent unserer Testamentsspenden erhalten wir überraschend. Häufig von jahrelangen Spendern, die allerdings nie den persönlichen Kontakt zu uns gesucht haben. Manchmal auch von einer Person, die zuvor noch nie an CARE gespendet hat. Wer CARE in seinem Testament berücksichtigt, muss uns das natürlich nicht mitteilen. Wir freuen uns jedoch, wenn Menschen darüber mit uns sprechen möchten. So können wir erfahren, wie die Spende verwendet werden soll und über welche Projekte unsere Unterstützer zu Lebzeiten informiert werden möchten.

_____ Welche Tipps geben Sie Menschen, die ihr Erbe für den guten Zweck verwenden möchten?

BW Der Gedanke daran, das eigene Testament zu machen, bereitet vielen Menschen Unbehagen. Darüber mit den Angehörigen zu sprechen, fällt sicher nicht immer leicht. Dennoch ist es wichtig, den eigenen Nachlass zu regeln. Nur zu Lebzeiten können wir rechtswirksam unseren letzten Willen festhalten und so dafür sorgen, dass nach unserem Tod entsprechend gehandelt wird. Wir empfehlen unseren Spendern, das Gespräch mit ihrem Umfeld zu suchen, wenn weitere Erben oder Vermächtnisnehmer im Testament berücksichtigt werden sollen. Menschen haben ihre ganz persönlichen Gründe, warum sie einen Teil ihres Nachlasses an die beste Freundin, den Nachbarn oder eben eine gemeinnützige Organisation geben möchten. Durch ein Gespräch zu Lebzeiten

hat die Familie die Möglichkeit, diese Gründe nachzuvollziehen.

_____ Herr Postl, sprechen Sie mit Menschen, die Ihnen nahestehen, über Ihr Testament?

AP Ich habe es in einem gewissen Rahmen getan, da ich Klarheit mag. Ich würde liebend gern mehr über mein gemeinnütziges Testament sprechen. Allerdings sind meine Bedenken vor negativen Reaktionen ehrlicherweise doch groß: Unverständnis und zu viele unangenehme Situationen könnten die Folge sein, wenn mein Gesprächspartner andere Interessen oder Meinungen zu dem Thema hat. Generell bin ich hier eher zurückhaltend und spreche das Thema erst dann an, wenn ich das Gefühl habe, dass mein Gesprächspartner Interesse hat und meine Beweggründe teilt.

_____ Von wem erhält CARE Testamentspenden?

BW Wer keine Kinder hat, ist grundsätzlich eher dazu bereit, in seinem Testament eine gemeinnützige Organisation zu bedenken. In unserem Fall können Testamentspender etwa auch Überlebende des Zweiten Weltkrieges sein, die selbst damals ein CARE-Paket erhalten haben. Viele CARE-Paket-Empfänger von damals spenden heute für Menschen, die – ganz wie seinerzeit sie selbst – auf der Flucht sind oder durch Krieg alles verloren haben. Sie möchten einen Teil der einst empfangenen Hilfe zurückgeben und schnüren ein CARE-Paket für die Nachwelt.

AP Auch viele Eltern wissen ihre Kinder bereits gut versorgt oder haben die finanziellen Reserven, um ihre Verwandten und Liebsten großzügig zu bedenken. Vielen Menschen ist es verständlicherweise wichtig, dass ihre Nächsten ein angenehmes Leben führen können. Wenn das sichergestellt ist,

denkt man doch auch häufig an diejenigen, die nicht das Glück wie wir haben, in Wohlstand und Frieden zu leben.

_____ Welche weiteren Beweggründe gibt es, den eigenen Nachlass für einen guten Zweck zu nutzen?

AP Manchmal passt die gesetzliche Erbfolge nicht zur individuellen Situation. Glücklicherweise lässt unser Staat hier persönliche Wünsche in einem gewissen Maße zu. Bei Alleinstehenden, deren Vermögen an den Staat fallen würde, ist ein Testament sinnvoll, wenn man nicht der allgemeinen Staatsgeldverteilung folgen möchte. Man könnte auch die Menschen unabhängig von Staatszugehörigkeit als „Familie“ empfinden und den weit stärker Benachteiligten in Ländern mit keinem oder schlechterem Sozialsystem helfen wollen. Die Begriffe soziale Gerechtigkeit und internationale Solidarität stehen für mich hier im Zentrum.

Für mich persönlich ist eine Motivation, dass es Milliarden Menschen auf der Welt nicht so gut geht wie mir. Da ich aber ja noch lebe und auch gut leben möchte und nicht weiß, was auf mich zukommt, spende ich derzeit nicht so viel, wie ich das sicher täte, wenn ich bereits heute finanziell gegen alle möglichen Ereignisse gewappnet wäre. Das ist verantwortungsvolle Selbstvorsorge, und diese finde ich auch gegenüber unserem Sozialstaat absolut nötig und gerechtfertigt. Aber nach meinem Tode, da möchte ich dann doch einen guten Teil dessen, was mir mein Leben geschenkt hat, weitergeben. Zudem ist es eben zu Lebzeiten schon ein wunderbares Gefühl, dass man mittelbar so auch als „Kleiner“ etwas „Großes“ bewirken kann.

BW Es gibt die unterschiedlichsten Beweggründe, eine gemeinnützige Organisation testamentarisch zu bedenken. Vielen Menschen geht es da wie Herrn Postl. Es ist ihnen eine

30

Prozent der Deutschen haben kein Testament.

3,1

Milliarden Euro sollen in Deutschland von 2015 bis 2024 vererbt werden.

6,3

Milliarden Euro betragen 2015 die Einnahmen der Bundesländer aus Erbschafts- und Schenkungssteuer.

Herzensangelegenheit, in ihrem Testament neben nahe-
stehenden Menschen auch die Organisation ihres Ver-
trauens zu bedenken, die sie bereits zu Lebzeiten viele
Jahre unterstützt haben. Ihr Engagement soll weiterle-
ben. Eine Rolle kann zudem spielen, dass gemeinnützige
Organisationen von der Erbschaftssteuer befreit sind
und so der gesamte Betrag einem guten Zweck zufließt,
den man eben selber wählt.

AP Ich denke, es kommt noch hinzu, dass einige Menschen
in ihrem Leben Hilfe erhalten haben und die wunderba-
re Erfahrung gemacht haben, was es bedeutet, gestützt
oder aufgefangen zu werden. Vielleicht, hoffentlich
auch unabhängig von ihrer Herkunft, Nationalität, ihrem
Glauben und so weiter. Und ohne Erwartung einer Ge-
genleistung, ja oft sogar im Wissen, dass diese ausblei-
ben wird. Diese Hilfe wollen sie nach ihrem Leben wei-
tergeben. Für mich ist das etwas, was man „universelle
Liebe“ nennen kann. Diese positive Dynamik lebt dann
weiter.

_____ Wie kann ich als Testamentspender sicher
sein, dass das Geld wirklich bei den Bedürftigen
ankommt? Ich kann es ja nicht mehr selber nach-
prüfen.

BW Wir legen in unserem Jahresbericht die Mittelverwen-
dung von allen Geldern, die CARE erhält, offen. CARE
Deutschland-Luxemburg ist Mitglied im Deutschen
Spendenrat und wurde in den vergangenen Jahren
mehrfach für seine transparente Berichterstattung aus-
gezeichnet. Vertrauen, Transparenz und Effizienz sind
für uns die wichtigsten Leitmotive. Unsere Projekte
werden unabhängig geprüft, genauso wie unsere Jah-
resbilanz. Regelmäßige Evaluierungen unserer Projekte
helfen bei der Planung und Qualitätssteigerung.

_____ Wie ist das für Sie, Herr Postl: Warum
gerade CARE?


AP Ganz einfach – CARE hat mein Vertrauen. Das Leben
und unser modernes Sozialsystem braucht auch etwas
Vertrauen. Das bekomme ich durch die Transparenz
von CARE und die regelmäßigen Organisationsprüfun-
gen als gemeinnütziger Verein. Man muss sich auch die
Gegenfrage stellen: Wenn ich keiner Hilfsorganisation
mit meinem Geld vertraue, was mache ich dann? Fahre

ich selbst in die Krisengebiete dieser Welt und verteile
meine Unterstützung? Das ist erstens schwer umsetzbar
und zweitens unprofessionell. Nicht umsonst ist Hilfe,
sowohl in Katastrophen als auch langfristig, ein pro-
fessioneller Berufszweig. Man muss den Kontext eines
Landes, einer Gesellschaft kennen und Methoden ent-
wickeln, die nachhaltig wirken. CARE arbeitet für mein
Verständnis professionell, diszipliniert, effektiv, strate-
gisch und engagiert. CARE hilft Menschen in Not oder
in benachteiligten Situationen und schafft etwas Aus-
gleich und mehr Gerechtigkeit. Alle CARE-Mitarbeiter,
die ich bisher kennen lernen durfte, sind tolle und sehr
engagierte Leute. Auch sie und ihre Ideen möchte ich
unterstützen.

_____ Was bewegt Sie in Ihrem Berufsalltag,
Frau Wiese?

BW Wenn sich morgens die Kopie einer Lebensversicherung
zu Gunsten von CARE in der Post befindet, ist das für
mich ein besonderer Moment. Das Vertrauen, das uns
als Organisation bei dieser Entscheidung – meist vor
vielen Jahren getroffen – entgegengebracht wurde, ist
nicht selbstverständlich und bewegt mich sehr. Aber
auch die Offenheit unserer Spender, über ihr Engage-
ment zu sprechen, so wie Herr Postl.

Wenn Menschen mir ihre ganz persönlichen
Nachkriegserlebnisse erzählen, sind das oft sehr be-
rührende Gespräche. Was das für ein Kreis ist, der sich
schließt: Vor 70 Jahren wurde Menschen in Deutschland
mit einem CARE-Paket Hoffnung geschenkt. Schmalz
und Milchpulver retteten Kinder vor dem Verhungern.
Diese Kinder sind heute selbst Senioren und erinnern
sich noch genau an das Glück von damals, als ihnen
geholfen wurde. Und sie möchten genau dieses Gefühl
weitergeben. Ich finde das wunderschön. ●



„Schäm
Dich!“

Foto: Daniela Glunz

The Winners.

CARE
Schreibwettbewerb
2017

Schäm Dich! Zwei Worte, die jeden von uns unvermittelt zusammenzucken lassen. Wer hat sie nicht schon häufig gehört, als Kind oder Jugendlicher, wenn sein Benehmen irgendwie nicht den Erwartungen entsprach. „Schäm Dich!“, mahnte dann ein Erwachsener, meist die Eltern oder ein Lehrer. Und man lief rot an und wurde ganz klein ...

Nachdem feststand, dass die 10. Ausgabe von CARE affair den Titel „Intim“ tragen würde, suchten wir ein passendes Thema für den CARE-Schreibwettbewerb. Denn eine schöne Tradition, inzwischen im vierten Jahr, ist es, dass CARE junge Schreibtalente aufruft, sich mit eigenen Texten an diesem Magazin zu beteiligen. Die Gewinnertexte erscheinen in diesem Magazin, zudem gibt es einen Sammelband „Best of CARE-Schreibwettbewerb“ mit allen Finalisten-Texten, eine feierliche Preisverleihung und die Chance, dort die prominente Jury um Bestseller-Autorin Kerstin Gier persönlich kennenzulernen. Dieses Mal findet die Ehrung erstmalig im Rahmen des renommierten Literaturfestivals lit.COLOGNE in Köln statt, worauf wir natürlich besonders stolz sind.

Aber zurück zum Thema: Die Wahl eines Mottos für den Schreibwettbewerb, der eine so wunderbare Ergänzung zum Magazin ist, ist nicht einfach. Wir wollen so offen wie möglich für grenzenlose Ideen sein. Und gleichzeitig eine thematische Brücke finden zu den Anliegen, für die CARE mit seiner Arbeit steht. Intim ... Geheim ... Verboten ... Schäm Dich! Irgendwann stand dieser Aufruf im Raum und alle nickten zustimmend mit den Köpfen.

Der CARE-Schreibwettbewerb richtet sich an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren. Die prominente Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier (Die „Silber“- und „Edelstein“-Trilogien) prämiert die besten Texte. Dieses Mal an ihrer Seite: TV-Moderatorin Valeska Homburg, die sich seit Jahren für CARE engagiert. Philipp Kienzl, Redakteur beim Portal ZE.TT von DIE ZEIT, der selbst für junge Menschen textet. Und CARE-Präsident Hans-Dietrich Winkhaus, der den CARE-Schreibwettbewerb seit vielen Jahren begleitet.

Über 200 Einsendungen aus Deutschland und Österreich erreichten uns dieses Mal. „Schäm Dich!“ wurde ganz unterschiedlich interpretiert und erzählt: Geschichten von Transsexualität, Rassismus, Familiengeheimnissen, gesellschaftlichen Urteilen und vielem mehr. Die jungen Texter bewiesen viel Mut und eine starke eigene Meinung: Zu Polyamorie, Armut und Reichtum, zu sexueller Freiheit, dem weiblichen Körper, zu Krieg und Gewalt und allem, wofür man sich schämt oder schämen sollte. Oder eben gerade nicht.

Wir sind stolz darauf, hier die Gewinnerinnen des CARE-Schreibwettbewerbs zu präsentieren: Mia Veigel (18 Jahre) mit ihrem Text „Erkenntnis“ und die 20-jährige Carina Eitel mit „Alles kann sich verändern“. Herzlichen Glückwunsch! ●



Erkenntnis

Von Mia Veigel

Langsam wird es hell. Der Himmel färbt sich von rotorange in ein helles Grauweiß. Die tief hängenden Wolken scheinen an den hohen Bergen zu lecken. Den Apus. Ich muss an meinen Großvater denken. Er sagte immer zu mir: „Hör mir gut zu, Moisés: Die großen Berge um uns herum, die Apus, beschützen uns. Sie sind größer und mächtiger als wir. Versuche niemals, dich über sie zu stellen.“ Ich blicke noch eine Weile auf die riesigen Gestalten, dann krieche ich aus meiner einfachen Schlafgelegenheit und laufe die eisigen Treppenstufen hinunter.

Ich zittere vor Kälte, doch das Quinoa-Getränk meiner Großmutter wärmt mich von innen. Viel Zeit aber habe ich nicht. Meine Großmutter ist schon auf den Feldern und ich muss mich beeilen, ihr bei der Arbeit zu helfen. Die Arbeit ist hart und schwer. Seit meine älteren Geschwister nicht mehr da sind, ist es noch mühsamer geworden. Sie sind in die Stadt gegangen, um Geld zu verdienen. „Und wie die meisten kommen sie nie wieder zurück ...“ denke ich laut vor mich hin, als ich die Erde mit dem rostigen Spaten umgrabe und es erscheint ganz plötzlich blass das Bild meiner Mutter hinter meinen Lidern. Weshalb auch sollten sie zurückkommen? In das kalte endlose leere Hochland ...

Es ist sehr einsam hier, oft haben wir kaum etwas zu essen und meine Großmutter weiß nicht, wie sie mein Schulgeld bezahlen soll. Schon seit einer Weile war ich nicht mehr in der Schule, dabei ist es mein größter Wunsch einmal Arzt zu werden.

Bei diesem Gedanken, muss ich den plötzlichen Klos in meinem Hals hinunter schlucken. Ich sehe ihn vor mir, wie er auf der Matratze in der Küche liegt. Er, der mich so vieles gelehrt hat. Er, der nicht gerettet werden konnte. Für meinen Großvater konnte kein Arzt gefunden, geschweige denn bezahlt werden.

Auf einmal höre ich ein lautes Zughorn. Auch meine Großmutter lässt ihren Spaten in der Erde stecken und blickt auf. Wir tauschen unsere Blicke aus und wissen beide, was das bedeutet. Sie kommen wieder. Seit ich klein bin, erfüllt mich ein Gefühl des Hasses, wenn dieser Zug unachtsam durch unser Land fährt. Und da sehe ich ihn auch schon blau und vor Reichtum glänzend in der Ferne leuchten.

Schämt euch, denke ich mir.

Schämt euch, durch unser Land zu fahren und zu glauben, etwas über uns zu wissen.

Schämt euch, so viel mehr zu haben als wir.

Schämt euch, uns das wenige, das wir haben, zu nehmen.

Schämt euch, für diese Zugfahrt mehr auszugeben, als meine Familie es in einem Jahr kann.

Schämt euch, keinen Respekt vor der Natur und dem Mächtigeren zu haben.

Schämt euch, verdammt nochmal.

Plötzlich packt mich ein Gefühl der flammenden Wut. Es scheint in mir zu brodeln und droht mich zu zersprengen. Ich greife nach dem Stein zu meinen Füßen und schleudere ihn mit all meiner Kraft in Richtung des Zuges. Wie der Stein meine geballte Hand verlässt, verlässt auch mich jegliche Energie. Auf einen Schlag fühle ich mich unendlich leer.

Ich spüre die Tränen der Wut und Verzweiflung mein Gesicht hinunter rinnen. Wie sie sich ihren Weg bahnen über meine von der Sonne des Hochlandes verbrannten Wangen. Und sie fließen und fließen und finden kein Ende. Sie finden kein Ende, wie auch diese Ungerechtigkeit keines findet.

Grüne bizarr geformte Berge und unendliche Weite ziehen an Teresa vorbei. Das Klappern des Zuges auf den Schienen begleitet sie auf ihrer Fahrt durch das tiefe Tal. Vorbei an Flüssen und Getreidefeldern, unfertigen Häusern und vereinzelt stehenden Kühen. Auf den Feldern arbeiten alte Frauen in bunten Kleidern mit großen Hüten auf den Köpfen.

Sie steht zusammen mit den anderen am hinteren Wagon und blickt in die atemberaubende Landschaft und auf die Menschen, die ihr wie Figuren aus einem Bilderbuch erscheinen.

Teresa ist schon seit ein paar Wochen unterwegs. Immer wieder wechselnde Landschaften und neue Eindrücke erfüllen sie. Sie sind es, die sie das Alte und das sich immer Wiederholende vergessen lassen. Sie fühlt sich frei. Das Klicken eines Fotoapparats lässt die junge Frau aus ihren Gedanken aufschrecken und sie bemerkt die vielen Mitreisenden, die sich um sie herum scharen, um den Dorfbewohnern euphorisch zuzuwinken. Es ist wie ein Spiel. Winkt einer dieser fremden und zugleich so faszinierenden Menschen zurück, so fühlt es sich wie ein kleiner Triumph an.

Teresa ist nicht etwa von zu Hause abgehauen. Sie wollte Neues, ihr Unbekanntes entdecken. Sie wollte weit weg reisen, um später als Geschichtenerzählerin zurückzukehren.

Sie schließt ihre Augen. Der Fahrtwind bläst durch ihr von der Sonne gebleichtes Haar. Die Strähnen kitzeln Teresa an Kinn und Stirn und flattern aufgeregt hin und her.

Als sie die Augen wieder öffnet, hat sich etwas verändert. Zunächst weiß sie nicht so recht, was der Grund für dieses Gefühl ist, das sich in ihrem ganzen

Körper auszubreiten droht. Doch dann hört sie es die anderen Reisenden sagen: „Er hat einfach die Hose heruntergezogen! Und uns seinen nackten Hintern entgegengestreckt!“, ruft eine Frau erregt, was schallendes Gelächter auslöst. Auch Teresa muss sich ein Schmunzeln verkneifen. Doch als sie den Jungen weglaufen sieht, nimmt sie auch seine abwertende Geste mit der Hand wahr. Und da bemerkt sie zum ersten Mal die ernsten, ja geradezu feindseligen Blicke der Einheimischen. Eine alte Frau sitzt auf einer kaputten Holzbank zusammen mit einem kleinen Jungen. Als der Zug, der sich direkt durch das Dorf bahnt, an ihr vorbei holpert, zieht sie ruckartig mit ihrer flachen Hand über ihre Kehle. Teresa erschrickt und muss schlucken. „Sie wünscht mir den Tod“, flüstert sie betroffen. Ob alt oder jung, die Bewohner blicken sie mit hasserfüllten Gesichtern an.

Und da fällt es Teresa wie Schuppen von den Augen. Es ist kein Spiel. Und wenn es eines wäre, dann wäre es kein gerechtes.

Ganz plötzlich und unvermittelt streifen sie zwei dunkle Augen. Sie verliert sich in ihnen und hat für eine Sekunde das Gefühl, bis auf den Grund der Seele des anderen zu blicken. Und sie spürt Wut. Spürt Hass. Spürt Verzweiflung. Der Stein prallt schallend neben ihr gegen das Metall des Zuges. Vor Schreck springt sie einen Schritt zurück, als Teresa jedoch das Gesicht des Jungen wieder erblickt, scheint die Welt für einen Moment stehen zu bleiben. Die Verzweiflung und Leere, die in seinem Gesicht stehen, treffen sie tief in ihrem Innern. Und das Gefühl, das sie schon die ganze Zeit einnimmt, bekommt ganz plötzlich einen Namen: Scham. ●

Alles
kann
sich
verändern

Von Carina Eitel

Mein Atem flog in weißen Wölkchen davon, als ich die Straße zu dem Haus meiner Eltern entlang lief. Der Taxifahrer hatte sich in der Adresse vertan, also verbrachte ich die letzten 20 Minuten mit einem kleinen Spaziergang durch meine alte Nachbarschaft.

Wie viel sich in 10 Jahren verändern konnte.

Die große Villa stand immer noch so prachtvoll wie damals am Anfang der Straße. Mir fiel jedoch auf, dass sie dieses Jahr andere Lichterketten als damals hatte und ich bemerkte das neue Auto in der Einfahrt. Durch die großen Fenster konnte man einen Blick in das Wohnzimmer des Hauses erhaschen, in dem eine kleine Familie am Kamin saß und dem Feuer zuschaute. Das alte Ehepaar, welches früher in dem Haus gewohnt hatte, war wohl nicht mehr.

Ich schüttelte den Kopf und steckte die Hände in die Manteltaschen. Heiligabend war keine Nacht, um traurig zu werden. Nicht dieses Jahr.

Meine Hände kuschelten sich in das weiche Futter der Innentaschen, als ich etwas Dünnes in der rechten spürte. Der Brief. Ich zog ihn heraus und las zum bestimmt tausendsten Mal den Namen des Empfängers: Jack Holmes. Die Handschrift war sauber und fast schon zu perfekt. Als hätte sich jemand besonders viel Mühe gegeben, alles richtig zu schreiben. Ein Lächeln schlich sich auf meine Lippen und ich steckte den Brief wieder ein.

Der Schnee knirschte unter meinen Stiefeln und die kalte Winterluft zerrte an meinem Gesicht. Ich dachte zurück an die Familie vor dem Kamin und wünschte mir jetzt die Wärme, die sie spürten.

Weiter die Straße entlang war das Haus einer alten Freundin. Die Lichterketten hingen in Massen an den Fenstern und im kleinen Vorgarten war ein Weihnachtsmann mit allen Rentieren aufgebaut. Sie hatte Weihnachtsdekorationen schon immer geliebt. Der Gedanke an sie lies mich kurz innehalten. Wir galten als unzertrennlich, als beste Freunde, die durch dick und dünn

gingen. Doch als ich sie am meisten brauchte, ihr alles gesagt hatte und ihren Beistand gesucht hatte, ließ sie mich im Stich. Meine Beine bewegten sich wieder und liefen an dem Haus vorbei, weg von der Vergangenheit.

Ich konnte nichts mehr an dem ändern, das schon war, doch ich konnte mich auf das freuen, was mich erwarten würde.

Auch nach 10 Jahren hatte es das kleine Dorf nicht geschafft, die Straßenlaterne vor unserem Haus zu reparieren. Ich lachte leise über das sanfte Flickern der Laterne und stapfte die leicht zugeschneite Einfahrt zur Haustür hinauf. Als ich oben angekommen war, machte mein Körper schlapp. Meine Hände zitterten und mein Puls beschleunigte sich.

Ruhig Jack. Du weißt, dass du willkommen bist, sagte ich mir. Meine rechte Hand umklammerte den Brief in meiner Tasche und mit der linken betätigte ich die Klingel.

Ein dreitöniger Klang kündigte meine Ankunft an und ich konnte Schritte und Stimmen hinter der Tür wahrnehmen.

„Das ist Michelle!“, hörte ich eine weibliche, junge Stimme voller Freude sagen.

Sarah, meine kleine Nichte, dachte ich. Mittlerweile dürfte sie 15 Jahre alt sein. Wie ich mich freute, sie endlich wieder zu sehen.

„Sarah, was hatten wir dir gesagt? Michelle heiß-“. Emily, meine Schwester schien ihr etwas zu erklären, doch ich nahm es nicht mehr wahr, als die Haustür aufging und mich weiche, braune Augen und ein Lächeln begrüßten. Nach 10 Jahren sahen wir uns zum ersten Mal wieder in die Augen.

„Willkommen Zuhause, Jack.“, begrüßte mich mein Vater.

„Ich bin wieder da.“ Mit einem Lächeln auf dem Gesicht und dem letzten Satz seines Briefes in Gedanken trat ich in mein altes zu Hause ein und begrüßte meine Familie.

„Michelle ... Jack. Ich schäme mich nicht mehr für meinen Sohn.“ ●

Läuft bei Dir!

Von DANIEL AL-AYOUBI

Illustration: JENS MENNICKE



„Läuft bei dir!“ Das Jugendwort des Jahres 2014 weist den Angesprochenen für gewöhnlich darauf hin, dass ihm oder ihr gerade etwas gut gelungen ist. Sollte das, was da gerade gelungen ist, aber der Sprung in den Badensee bei Minusgraden gewesen sein, so könnte der Satz in den darauffolgenden Tagen auch auf etwas ganz anderes hinweisen. Doch einem Erkälteten „Läuft bei dir!“ zuzurufen, hätte seinerseits wahrscheinlich ein etwas hektisches, peinlich berührtes Gewühle in den Taschen und das Hervorkramen eines vielleicht schon teilweise verkrusteten Taschentuchs zur Folge. Denn: So handhaben wir das hier. In Deutschland. Nasenschleim wird nun nicht gerade zelebriert.

Aber auch andere Körperflüssigkeiten treffen in unserer Gesellschaft auf wenig Gegenliebe, wenn sie sich feucht-fröhlich den Weg an unsere Oberflächen bahnen: Der Speichel, achtlos auf den Gehweg gespuckt. Der Urin, schamlos der fremden Buchenhecke zugeführt. Oder der Rotz, einer startenden Rakete gleich, aus noch unerforschten Tiefen des eigenen Körpers nach oben gerührt und mit der Kraft eines niesenden Elefanten nach draußen – na ja, gerotzt eben.

Der Mensch besteht Zeit seines Lebens bis zu 80 Prozent aus verschiedenen Flüssigkeiten. Eigentlich ein Wunder, wie gewissenhaft wir es hierzulande schaffen, diese Flut der Ausscheidungen nicht ständig der Öffentlichkeit preis zu geben. Aber wie ist das denn eigentlich in anderen Ländern? Ist Rotz überall verpönt? Ist die Gemengelage aus Speichel und Nahrung, die man mit weit geöffnetem Mund beim gemeinsamen Abendessen schmatzend zur Schau stellt,

nur in Deutschland igit? Tauchen wir also ein in die Welt des Unsittlichen, des Schleims und des Schnodders. Wobei tauchen hier bitte nicht wörtlich genommen werden sollte ...

„Was rülpsset und furzet ihr nicht, hat es euch nicht geschmacket?“ Dieser fälschlicherweise oft Martin Luther zugeordnete Ausspruch könnte vielleicht eher von Konfuzius stammen. Diesen Eindruck bekommt jedenfalls der geneigte Chinareisende, wenn er sich zum gemeinsamen Mahl mit Einheimischen niederlässt, die sich besagten Satz zu Herzen nehmen und entsprechend verhalten: Geräusche des Körpers bei Tisch, vom Schmatzen, Schlürfen bis zum Rülpsen gehören in dem ostasiatischen Land vielerorts noch zum guten Ton, zeigen sie doch, dass einem das Essen wirklich richtig gut schmeckt. Zurück geht diese Art zu genießen nur leider nicht auf den chinesischen Philosophen Konfuzius, sondern wohl noch auf Maos Kulturrevolution, infolge derer die chinesische Bevölkerung zu bäuerlichen Verhaltensweisen gezwungen wurde, inklusive der Tischmanieren – solchen eben, die man zum damaligen Zeitpunkt für bäuerlich hielt.

Was im Vergleich zum Verhalten an deutschen Tafeln derb erscheint, hat aber natürlich auch seine ganz eigenen Regeln und Gepflogenheiten: In vielen Ländern Asiens, dazu gehören etwa Japan, Korea, Indien, und eben China, darf zwar gerülpsst und geschmatzt werden, die Nase sollte man sich am Tisch aber partout nicht putzen. Das Geräusch sich eifrig und ausgiebig schnäuzender Frauen und Männer jedweder Couleur, in Deutschland unüberhörbar auch Teil

des Alltags in den Cafés gepflegter Innenstädte, ist in den oben genannten Ländern Asiens ein absolutes Tabu. In China gebietet es sich beispielsweise, abseits des Tisches zu schnäuzen (aber auf keinen Fall zwei Mal ins gleiche Taschentuch!), in Indien wird bitte kräftig hochgezogen und bei anderer Gelegenheit ausgespuckt.

Wo wir gerade bei Schnodder sind: Die verbreitete Ablehnung des öffentlichen Schnäuzens und der bevorzugte Nutzen von Taschentüchern in der sogenannten westlichen Welt kommen nicht von ungefähr: Gemeinhin wird auf das Ende des 18. Jahrhundert verwiesen, in welchem Tuberkuloseerkrankungen in Westeuropa ihren Höchststand hatten. Die Krankheit, bis heute weit verbreitet in vielen Entwicklungsländern, verlief damals fast immer tödlich. In diese Zeit fällt die Erfindung des Wegwerftaschentuchs, dessen Nutzung, von höchster Stelle verordnet, schnell Verbreitung fand und vor der gefürchteten Krankheit schützte. Dem Taschentuch wird deshalb seit jeher nicht nur ein ästhetischer Nutzen zugesprochen, verhindert es doch den Blickkontakt Umstehender mit dem eigenen Auswurf, sondern es hat eben auch explizit hygienische Vorteile: Der Ausstoß einer Wolke von Tröpfchen und Erregern mit Geschwindigkeiten weit über hundert Stundenkilometern in die nähere Umgebung wird verhindert.

Wo wir dann jetzt beim Niesen sind: Von Ägypten bis Madagaskar, von Deutschland bis Ghana, vom Volk der Zulu bis zu indigenen Gruppen in Nordamerika, alle Menschen scheinen sich die Angewohnheit zu teilen, diesen Vorgang nicht unkommentiert zu lassen, sei es von eigener Seite aus oder von den Umstehenden. Die Reaktionen reichen vom entgegengebrachten Dank, etwa bei den Zulu, über einen Segen, wie man ihn in Madagaskar verteilt, bis hin zum Stoßgebet, das in Ägypten gesprochen wird. Die Forschung ist hier uneinig, wieso dieses Verhalten global und schon früh in den entlegensten Winkeln der Erde beobachtet werden konnte. Eine Erklärung für den westlichen Teil Europas fällt denkbar einfach aus und schließt an die Begründung für die Einführung der Wegwerftaschentücher an: Der Wunsch für Gesundheit geht zurück auf die Zeiten tödlicher, grassierender Krankheiten, in welchen das Niesen als erstes Symptom eines Todgeweihten aufgefasst wurde. So befahl denn die Kirche, dem oder der Niesenden ein schnelles Gebet entgegenzuhalten, was beispielsweise im englischen Sprachraum das noch immer allgegenwertige „(God) bless you!“ zur Folge hatte, und welches in Deutschland mittlerweile auf das schnelle „Gesundheit!“ abgekürzt wurde.

Niesen geht bei jedem Menschen, ob man nun will oder nicht, mit einer komischen Grimasse einher. Das lässt einen an die unterschiedliche Bedeutung von Mimik und Gestik rund um den Globus denken. Bewusst gesteuerte Körpersprache (im Gegensatz zu instinktiver Körpersprache) ist in manchen Gesell-

schaften so einmalig wie gesprochene Sprache und die Schrift. Die eigenen Körpersäfte können durchaus Teil dieser gestikulierten Sprache sein, wobei einer der Säfte ganz besonders ins Gewicht fällt: Der Speichel, oder in diesem Zusammenhang wohl besser genannt: Die Spucke. Der Akt des Spuckens kann ein Zeichen von Wut oder Verachtung sein, genauso aber auch die Markierung eines Territoriums, dem Tierreich nicht unähnlich, und damit ein Zeichen von Stärke. In manchen Teilen Osteuropas wie-derum, so etwa in Rumänien oder Moldawien, wo schlechte Gedanken oder Unwohlsein schlichtweg ausgespuckt werden, ist das Spucken ein Zeichen von Selbstreinigung und wird entsprechend akzeptiert. Nicht zu vergessen ist auch der Faktor Spaß: Wer noch nicht an einem entsprechenden Wettstreit mit Freunden teilgenommen hat, der spucke den ersten Kirschkern, wahlweise Melonenkern. Weiter geht immer!

Gründe für akutes Spucken können auch in der Religion zu finden sein: Treibt man sich beispielsweise während des Ramadan in muslimischen Ländern herum, so mag man auf manch einen Gläubigen treffen, der, weil er eben Speisen und Getränke fastet, auch seinen Speichel nicht schlucken möchte und ihn daher ausspuckt. Im Internet findet man einige Foren, in denen sich Muslime Rat bei

Gelehrten holen, wie eben mit Speichel und anderen Körperflüssigkeiten, zum Beispiel Nasenschleim bei einer Erkältung, während des Fastenmonats umzugehen sei. Die Antworten sind nicht immer eindeutig, es gibt, wie so oft bei Religionen, verschiedene Auslegungen. Die können zu eher pragmatischen Lösungsansätzen (einfach runterschlucken, man produziert eh kontinuierlich Speichel) oder aber zu religiös-motivierten Zwängen (es wird nichts geschluckt!) führen.

So etwas kann Menschen verunsichern und verweist auf ein anderes wichtiges Thema: Der Umgang mit dem eigenen Körper und seinen Ausscheidungen führt mancherorts durchaus Probleme mit sich. Beispielsweise ist offene Defäkation in vielen Ländern ein hohes Gesundheitsrisiko. Das adressiert CARE mit Aufklärungsarbeit in Sachen Hygiene und der Errichtung sanitärer Anlagen. Ebenso leiden viele Frauen durch ihre Regelblutungen in großen Teilen der Welt unter Stigmatisierung und Ausgrenzung.

Es gilt also festzuhalten: Man muss nicht so sehr an allem festhalten. Es gibt Dinge, die unsere Körper tagtäglich produzierten, derer zu entledigen es sich durchaus lohnt. Die dafür nötigen Vorgänge und die damit verbundenen Geräusche sind – ob offen sichtbar oder schamvoll verdeckt, von der Gemeinschaft akzeptiert oder verachtet – aber nun mal notwendig. Lebensumstände, die eigene Erziehung, Sitten und Gebräuche, und sogar die Geschichte des jeweiligen Landes, können sie beeinflussen. Man wird es dem einzelnen Menschen nicht ausreden können, sich beim Anblick von gewissen

Substanzen zu ekeln oder gewisse Geräusche bei Tisch zu verpönen; und das muss auch nicht sein.

Was aber in jedem Fall einer interkulturellen Verständigung hilft, ist wie so häufig das Wissen darüber, dass diese Vorgänge eben nicht aus der eigenen Wahrnehmung heraus beurteilt werden sollten. Schaut über den Tellerrand; oder hebt besagten Teller an, nehmt den Inhalt unter lautem Schlürfen zu euch, lasst euren Körper die tollsten Flüssigkeiten daraus produzieren und dann scheidet sie aus!

Läuft. ●

Dialog: ANICA HEINLEIN & MELESIYA MACKSON

Fotos: JOSH ESTEY

Advocacy – also Anwaltschaftsarbeit – ist die Schnittstelle zwischen der Projektarbeit einer Organisation und der Politik. Sie gibt den Menschen vor Ort eine Stimme und vermittelt politischen Entscheidungsträgern Erkenntnisse, die sie in ihren Hauptstädten selbst nicht gewinnen können. Und Advocacy gibt Empfehlungen für politische Handlungen, die im besten Fall das Leben der Menschen verbessern. Wenn eine Advocacy-Referentin also ein Projekt besucht, sammelt sie Informationen, um globale Fakten mit Stimmen vor Ort zu unterlegen. Das funktioniert ungefähr so:

Wenn man ein Dorf in einem Projektland besucht, informiert man sich vorab, welche Projekte CARE dort hat und wie viele Menschen damit erreicht werden. Man kennt die Inhalte, Zielrichtung und die angestrebten Ergebnisse. Unsere Besuche vor Ort dienen dem Zweck, diese Fakten mit Leben zu füllen, mit persönlichen Schicksalen und Gesichtern, von denen in Deutschland berichtet werden kann. Projektbesuche bedeuten daher, dass man den Menschen eine Menge Fragen stellt und die wenigsten dieser Fragen sind Smalltalk-tauglich. Denn wir möchten wissen, was es für die Menschen bedeutet, Teil eines Projekts zu sein, wie sie sich dabei fühlen, was sie bewegt und auch, was ihre Zweifel und Probleme sind.

Angesichts der Ziele ist ein Projektbesuch immer ein Balanceakt. Kaum ein Aufenthalt in einem Dorf dauert länger als eine Stunde – damit ist es fast unmöglich, ein Vertrauensverhältnis zu unseren Gesprächspartnern aufzubauen. Vor allem, wenn man nicht dieselbe Sprache spricht und teams Tag für Tag vor Ort präsent. Fragen, muss sie sogar stellen, um Lamenten der mächtigen Staaten. Fräulein der finanziellen Situation der Familie.



Besucher aus einem fernen Land ist, nicht wie unsere lokalen Projektteams. Trotzdem stellt man höchst intime sie eben zurückzutragen in die Pargen, wie etwa nach Verhütung oder Ganz schön intime Dinge.

Ndindi B ist ein kleines Dorf in der Welt. Mehr als ein Drittel der Menschen hier ist unterernährt. In Ndindi B unterstützt CARE die Familien dabei, sich besser zu versorgen. Dazu gehören Kleingarteninitiativen und Schulungen, wie man sich ausgewogen ernährt. Dazu gehört auch Aufklärung über Verhütung und Familienplanung. Denn jede Schwangerschaft kostet Energie und zehrt den Körper aus. Das Dorf ist ein gutes Beispiel für langfristig angelegte Entwicklungszusammenarbeit: Hier wird nicht akute Not gelindert, sondern der Gemeinde dabei geholfen, mit einfachen Verhaltensänderungen langfristig besser und gesünder zu leben. Genau solche Projekte zeigen, wie erfolgreich Entwicklungszusammenarbeit ist. Das sollten auch die Bundestagsabgeordneten in Berlin wissen, findet CARE-Advocacy-Referentin Anica Heinlein. Trotzdem bleibt da dieses ungute Gefühl: Wie wirkt es auf die Dorfbewohner, hier aufzutauchen und eine ganze Reihe intimer Fragen zu stellen?

Wer nicht fragt, bleibt dumm. Deshalb haben wir einfach nachgehakt und zugehört: Bei Anica Heinlein selbst und bei Melesiya Mackson, Tomatenverkäuferin in Ndindi B.

Zwei Frauen, zwei Eindrücke, ein Gespräch.

Anica Heinlein

36 Jahre

A d v o c a c y - R e f e r e n t i n

keine Kinder

Wir kommen in Ndindi B an und wie immer sieht man als erstes die Kinder, die dem Auto entgegenlaufen. Der Ort ist sichtbar arm, und besteht nur aus ein paar Hütten um einen Dorfplatz – mit der deutschen Vorstellung von Dorf hat das hier wenig zu tun. Die Menschen tanzen und singen zur Begrüßung, der Liedtext ist gewöhnungsbedürftig: „Danke, Deutschland, vielen Dank.“ Es ist mir, kurz gesagt, peinlich.

Ich kann mir kaum vorstellen, wie sich das für die Menschen hier anfühlen muss: Da kommt eine Gruppe



von Weißen aus dem fernen Ausland in all ihrem sichtbaren Reichtum. Und dann stellen sie Fragen. Fragen wohlgerichtet, die ich selbst keinem Fremden beantworten wollen würde. Trotzdem sage ich kurze Zeit später zu Melesiya: „Verhütetest Du?“, und anschließend „Wie verhütetest Du?“ Im gleichen Moment frage ich mich innerlich selbst: „Was geht mich das eigentlich an?“ Doch anstatt mir genau das zu entgegnet, antwortet sie mir offen und freundlich. Sie erklärt mir, dass fünf Kinder genug wären, sie sei müde von den Schwangerschaften. Und dann öffnet sie mir die Tür zu ihrem Haus, damit ich sehen kann, wie sie lebt. Stolz präsentiert sie mir die Tomaten, die sie verkauft, stellt mir ihren Mann und ihre Kinder vor.

Mir ist bewusst, dass wir auf ihre Antworten angewiesen sind, um unsere Projektarbeit effektiver gestalten zu können und die Menschen besser zu unterstützen. Und ich brauche Melesiyas Antworten auch, um Politikern und der Öffentlichkeit anhand von persönlichen Beispielen erklären zu können, wieso die Arbeit von CARE wichtig ist. Trotzdem ist mir in jedem Moment bewusst, dass ich in ihre Privat- und Intimsphäre eindringe, wie ich es bei mir selbst kaum akzeptieren würde. Melesiya und all die anderen Menschen, die mir meine Fragen beantworten, tun dies, weil sie von uns

unterstützt werden. Sie singen, wenn wir in ihr Dorf kommen, „Danke, Deutschland, danke“. Haben sie wirklich die freie Wahl, ihre Türen vor mir zu verschließen und mir meine Fragen nicht zu beantworten? Oder ist dies der Preis dafür, dass sie von Organisationen wie CARE unterstützt werden?

Auch aufgrund dieser Fragen, die ich mir immer wieder stelle, versuche ich, mich möglichst „auf Augenhöhe“ zu bewegen, wenn ich Menschen in unseren Projekten begegne. Das ist leicht gesagt, aber niemals sonst fällt mir so gravierend auf, wie unterschiedlich unsere Lebenswelten sind. Ich hoffe trotzdem, dass mir dies ein bisschen glückt: Melesiya hat mich so freundlich empfangen, hoffentlich hat sie mir meine unverschämten Fragen verziehen.

Melesiya Mackson

30 Jahre

Tomatenverkäuferin

5 Kinder (15, 10, 8, 3, 1 Jahr alt)

Von Zeit zu Zeit besuchen Menschen aus dem Ausland unser Dorf. Ich freue mich immer, wenn wir erfahren, dass jemand zu uns nach Ndindi B kommt. Es ist eine schöne Abwechslung in unserem Alltag, denn ich besitze kein Handy und keinen Fernseher. Die Besucher machen unser Leben reicher, ich danke Gott dafür.

Wenn eine Delegation kommt, wartet das ganze Dorf, ich ziehe mir mein schönstes Kleid an und wir singen, um die Gäste willkommen zu heißen und tanzen den Autos entgegen. Für uns ist es überhaupt nicht langweilig, von Zeit zu Zeit zu erzählen, wie unser Leben ist, auch wenn sich die Fragen meist gleichen.

Anica ist die erste, die mein Haus sehen will, das freut mich sehr. Normalerweise wollen die Besucher nicht zu uns nach Hause kommen, aber ich bin stolz auf mein Haus und zeige es gerne her. Ich freue mich auch, mich mit ihr zu unterhalten, für mich gibt es keine persönlichen Fragen. Ich bin frei, zu antworten, niemand zwingt mich. Und ich bin so. Man kann mich alles fragen, ich antworte gerne. Wieso auch nicht, das ist mein Leben, das bin ich, ich habe nichts zu verbergen. Und ich muss auch lachen, als sie versteht, dass ich erst 15 war, als ich meinen Ältesten bekommen habe, aber das ist hier normal. Jetzt bin ich 30 und ich möchte nicht mehr schwanger werden. Ich habe ein Implantat im Oberarm, mit dem ich verhüte. Männern ist es peinlicher, über solche Dinge zu sprechen, aber mir nicht. Anica ist auch eine Frau, wieso sollte ich nicht mit ihr sprechen? Allerdings muss ich lachen, als ich höre, dass sie keine Kinder hat, und dann tut sie mir ein bisschen leid. So alt und keine Kinder ...



Ja, es gibt Menschen bei uns im Dorf, die sich nicht für die Besucher interessieren, die auch nicht tanzen oder singen wollen. Aber wer sich mit den Fremden nicht unterhalten möchte, bleibt zu Hause. Manchmal sehen diese Leute auch nicht, dass es wichtig ist, sich mit den Gästen zu treffen. Immer, wenn ich mich mit ihnen unterhalte, lerne ich Neues. Deswegen ist es so wichtig, zu diesen Treffen zu gehen. Und für mich ist es außerdem ein Weg, glücklich zu sein. Solange die Menschen da sind, vergesse ich meine Sorgen und freue mich über den Besuch. Es macht meinen Kopf frei von all den Dingen, um die ich mich normalerweise kümmern muss.

Die Besucher bewirken Veränderungen. Wenn sie Dinge fragen, bedeutet das, dass sie sich für uns interessieren. Das ist für mich auch ein Antrieb, ich möchte gerne berichten, was sich in meinem Leben alles zum Besseren verändert hat, seitdem ich einen kleinen Garten habe und Tomaten verkaufen kann.

Dass Anica all dies sehen und hören will, macht mich so dankbar. Ich hoffe, sie kommt wieder. ●

404 Error



‘ Auch Hilfsorganisationen machen Fehler.
Und was passiert dann?

Auch
Und

Von ANJA ENGELKE

Illustration: JENS MENNICKE

Auch
Und

fen w
Kritil
lungs
wem

Vorwü
würfer
und K

der En
lungsh
Augen

meiste
nal. Da
Gründ

und Re
ihre Alysie

Grupp
mit Ju
Brunn

turellen
alle d
zu über

Hürden
genau

„Entwicklungshilfe bringt nichts oder schadet den Menschen sogar.“ Mit diesem und anderen Vorwürfen werden Hilfsorganisationen immer wieder konfrontiert. Ganze Bibliotheken füllen Evaluierungen und Kritik an verschiedenen Programmen. Doch durch Fehler lernt man, das gilt auch für den Sektor der Entwicklungszusammenarbeit. Mit dem Begriff fängt es schon an: Früher sprach man von Entwicklungshilfe. Doch wem geholfen wird, der muss wohl schwach sein. Heute geht es um Zusammenarbeit auf Augenhöhe, nah an den Bedürfnissen der lokalen Gemeinden. Aber auch das geht nicht immer gut. Die meisten Hilfsorganisationen arbeiten inzwischen weltweit fast ausschließlich mit einheimischem Personal. Das widerspricht dann manchmal dem Bild des „weißen Helfers, der in Afrika Kinder rettet“, aber die Gründe dafür sind so einfach wie klar: Die lokalen Mitarbeiter kennen sich bestens mit Kultur, Sprache und Religion der jeweiligen Länder aus, sie sind schließlich damit aufgewachsen. Und sie beginnen mit ihrer Arbeit erst, wenn umfassende Gespräche mit den Bewohnern einer Region, mit unterschiedlichen Gruppen geführt wurden, also beispielsweise Frauen, Berufsgruppen wie Landwirten oder Händlern, mit Jugendlichen und traditionellen Führern. Und wenn klar ist, wo das Problem liegt: Fehlt wirklich ein Brunnen? Oder eher sichere Transportbehälter für das Wasser? Muss man Kinderehen wirklich aus kulturellen Gründen tolerieren? Oder gibt es Gruppen im Dorf, deren Stimme gestärkt werden muss, um alle davon zu überzeugen, dass die Bildung von Mädchen und Frauen eine Investition in die Zukunft ist? Hürden für Entwicklung können unterschiedlichster Natur sein und daher muss der Bedarf vor Ort genau analysiert werden. Trotzdem unterlaufen natürlich auch Hilfsorganisationen Fehler. Dann gilt es, transparent damit umzugehen, Lösungen zu finden und daraus zu lernen. Drei Beispiele aus Uganda, Nepal und Haiti zeigen, was bei Projekten von CARE schief gelaufen ist. Und wie wir ähnliche Fehler in Zukunft vermeiden können.

turellen Gründen tolerieren? Oder gibt es Gruppen im Dorf, deren Stimme gestärkt werden muss, um alle davon zu überzeugen, dass die Bildung von Mädchen und Frauen eine Investition in die Zukunft ist? Hürden für Entwicklung können unterschiedlichster Natur sein und daher muss der Bedarf vor Ort genau analysiert werden. Trotzdem unterlaufen natürlich auch Hilfsorganisationen Fehler. Dann gilt es,

404 Error

404 Error

Uganda – Safety First

—→ Was ist passiert? Seit Ende der 1980er Jahre bis 2006 litt Uganda unter einem Bürgerkrieg, der viele Menschen aus ihrer Heimat vertrieb. Sie wurden in Flüchtlingscamps von mehreren Hilfsorganisationen notversorgt. Mit einem Brunnenprojekt wollte CARE im Norden des Landes 2003 die Wasserversorgung verbessern und setzte dabei auf die Unterstützung der vertriebenen Menschen. Männer aus der Region wurden zu Pumpenmechanikern ausgebildet, sie sollten Wasserleitungen bauen und reparieren. Weil das Wasserholen in vielen afrikanischen Ländern aber eine typische Frauentätigkeit ist, nahmen sie ihre Aufgabe nicht ernst. Manche erschienen gar nicht oder kamen sogar betrunken zur Arbeit.

Also änderte CARE seine Strategie und bildete Frauen aus. Sie waren motivierter und erledigten ihre Aufgaben gewissenhafter. Das funktionierte sogar so gut, dass die Frauen auch von benachbarten Gemeinden angeworben wurden. Doch wie sollten die ausgebildeten Frauen in die anderen Dörfer kommen? Auto fahren konnten sie nicht und öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht. Die Lösung: Fahrräder. Die Frauen schnallten also ihre Werkzeugkästen auf den Gepäckträger und machten sich voll beladen auf den Weg. Nach kurzer Zeit wurde das Militär auf sie aufmerksam, denn in Uganda sieht man nicht oft Frauen Fahrrad fahren, schon gar nicht alleine und mit schwerem Werkzeug bepackt. Als das Militär die Frauen anhielt, glaubten die Soldaten ihnen nicht. Manche Frauen kamen sogar für kurze Zeit ins Gefängnis, bis CARE-Mitarbeiter ihre Freilassung erwirkten.

—→ Was hat CARE daraus gelernt? Das Beispiel aus Uganda ist zehn Jahre alt. Seitdem hat sich in der Arbeitsweise von CARE einiges geändert und wir haben uns weiter professionalisiert. Die Zusammenarbeit mit den Gemeinden, Regierungen und anderen Organisationen und Institutionen vor Ort hat sich verbessert. Hilfsmaßnahmen werden gemeinsam geplant, damit keine Missverständnisse entstehen. Auch die Qualitätsstandards wurden angepasst. Vor Projektbeginn werden die Herausforderungen und Risiken genauestens eingeschätzt und während längerfristige Hilfe geleistet wird, finden immer wieder Qualitätsprüfungen statt, intern, aber etwa auch durch externe Prüfer und unsere institutionellen Geldgeber. So wird sichergestellt, dass die humanitäre Hilfe nicht kontraproduktiv ist oder gar bestehende Konflikte oder Situationen verschlimmert.

404 Error

404 Error

—→ Was ist passiert? Am 25. April 2015 wurde Nepal vom stärksten Erdbeben seit 80 Jahren erschüttert. Knapp 9.000 Menschen starben, viele Tausende wurden verletzt. In entlegenen Bergdörfern war die Zerstörung am größten.

CARE-Pakete mit den wichtigsten Hilfsgütern sollten an die Betroffenen verteilt werden, darunter auch Kleidung für Frauen und Mädchen. Im Lager öffnete ein nepalesischer CARE-Helfer eines der bestellten Pakete und entdeckte, dass darin rote Saris, ein traditionelles Kleidungsstück für Frauen, lagen. Viele Frauen in Nepal besitzen Saris in leuchtenden Farben, so weit, so gut. Was bei der Bestellung schief ging: Manche Farben werden nur zu besonderen Anlässen getragen, so auch Rot. Diese Farbe drückt einerseits Freude aus, etwa bei Hochzeiten oder der Geburt eines Kindes. Andererseits werden im Hinduismus Frauen in einen roten Sari gehüllt, wenn sie im Sterben liegen. Sie signalisieren damit, dass sie bereit sind, die Erde zu verlassen. Im Angesicht der vielen Familien, die geliebte Menschen bei dem Erdbeben verloren haben, ist rot also eine unangemessene, gar respektlos erscheinende Farbe. CARE entfernte die roten Saris aus den Paketen und

ersetzte sie durch andersfarbige. Außerdem verteilte CARE lange Röcke und T-Shirts an die Frauen in den kleinen Bergdörfern, denn zur Fortbewegung in gebirgigen Regionen sind die gewickelten Saris eher ungeeignet.

—→ Was hat CARE daraus gelernt? Grundlage jedes Projekts und aller Arbeit von CARE sind Befragungen der Bevölkerung. Nur so können wir wissen, wer was am meisten benötigt und welcher Bedarf noch nicht gedeckt wurde. Damit die Menschen Hilfsgüter erhalten, die sie aus ihrem Alltag kennen und die ihrer Kultur entsprechen, kauft CARE sofern möglich alles vor Ort ein. Damit wird zugleich die lokale Wirtschaft gestärkt und es entfallen hohe Transportkosten. Soweit die Theorie. Nach dem zerstörerischen Erdbeben in Nepal wollten ausländische CARE-Mitarbeiter nach der Bedarfsanalyse jedoch so schnell wie möglich Hilfe leisten. Für sie war Sari gleich Sari. Dabei ist es wichtig, dass im Katastrophenfall auch für scheinbar unwichtige Details die Expertise der lokalen Kollegen einbezogen wird, die den Bedarf besser einschätzen und wichtige Hinweise zu kulturellen Besonderheiten geben können.

Nepal – Rot ist nicht das neue Schwarz

25.

Apr. 2015

—> Was ist passiert? Am 12. Januar 2010 wurden große Teile der Hauptstadt Haitis und des Umlandes von einem Erdbeben der Stärke sieben auf der Richterskala zerstört. Dabei starben rund 220.000 Menschen, weitere 1,5 Millionen verloren ihr Zuhause. Da CARE bereits seit Jahrzehnten in Haiti arbeitete, waren Mitarbeiter bereits vor Ort, die sofort mit der Planung und Verteilung von Hilfsgütern beginnen konnten.

Viele Helfer aus aller Welt reisten in den Tagen, Wochen und Monaten nach dem Erdbeben nach Haiti, um das lokale Team zu unterstützen. In einer solchen Situation ist es eine große Herausforderung, schnell und effizient zu handeln, bei der Planung aber niemanden zu übergehen. Es ist wichtig, dass lokale Helfer involviert werden, die die Sprache sprechen und die Kultur kennen. Gleichzeitig sind einheimische CARE-Mitarbeiter und ihre Familien aber häufig selbst von Naturkatastrophen betroffen und weitere Helfer werden dringend benötigt, um vor Ort mit anzupacken. Deshalb machen sich CARE-Experten aus aller Welt dann so schnell wie möglich auf den Weg. In Haiti dauerte die akute Nothilfe mehrere Monate an. Viele ausländische Mitarbeiter gingen im CARE-Büro in Haiti ein und aus. Das führte immer wieder zu Unmut, Missverständnissen und Stresssituationen. So fühlten sich die Haitianer von den internationalen Helfern nicht ausreichend wertgeschätzt und respektiert. Der Grund: Einige Kollegen aus dem Ausland waren nachlässig gekleidet, trugen nämlich ihre „Feldkleidung“ auch im Büro: Sie kamen mit verdreckten T-Shirts und schmutzverkrusteten Schuhen direkt von einer Lebensmittelverteilung ins Büro, um mit der Finanzbuchhaltung zu sprechen. Dagegen gaben sich die haitianischen Kollegen trotz des erlittenen Leids allergrößte Mühe, so schnell wie möglich wieder den Alltag einkehren zu lassen. Dazu gehörte für sie auch ein guter Dresscode. Ins Büro erschienen sie täglich im frisch gebügelten, weißen Hemd, mit sauberen Schuhen und ordentlich frisiert, obwohl viele von ihnen notdürftig unter Zeltplanen lebten, selbst kaum Zugang zu Wasser hatten und viele ihrer Wertgegenstände, auch Kleidung, beim Erdbeben verloren hatten. Ein angemessenes Outfit fürs Büro erwarteten sie auch von ihren internationalen Kollegen.

—> Was hat CARE daraus gelernt? Ein respektvoller Umgang mit der einheimischen Bevölkerung ist wichtig, egal, ob es sich dabei um Kollegen oder Betroffene handelt. Damit die Zusammenarbeit zwischen internationalen und lokalen Nothelfern möglichst reibungslos funktioniert, helfen Anpassung und Flexibilität. Die Rückkehr zur Normalität ist für die Menschen vor Ort wichtig, um die Krise zu bewältigen – dazu zählen auch unsere Kollegen. Das sollten die Helfer, die für eine Zeit von außen dazukommen, im Hinterkopf behalten. Regelmäßige Teambesprechungen und offene Foren, bei denen vom Fahrer über die Buchhalterin bis zur Büroleiterin jeder zu Wort kommt, sind wichtig und müssen regelmäßig organisiert und konstruktiv moderiert werden. In Haiti organisierte CARE zudem zum Jahrestag des Erdbebens eine Fotoausstellung auf dem Gelände des Büros. So konnten auch Verwaltungsmitarbeiter konkret sehen, was „im Feld“ alles geleistet worden war und der gemeinsame Stolz auf Erreichtes verband lokale Helfer und die ausländischen Entsendeten. ●

Haiti — Dress to Impress

12.

Jan. 2010

How we

...

poop



in

JAKARTA

Als ich vor 15 Jahren zum ersten Mal das Kampung Pulo (Kampung bedeutet Stadtteil) betrat, sah ich die Leute am Ufer des Chitliung sitzen. Auf dem braungefärbten Fluss waren zahllose Bambusflöße vertaut, Frauen wuschen am Ufer das Geschirr ab, einige Männer putzten sich die Zähne. Ein paar Meter weiter gab es einen kleinen Zaun, von dem aus man sich, in Sichtweite der anderen, hockenderweise in den Fluss erleichterte. Während Abfall in den Strom geleitet wurde, schwammen Kinder fröhlich durch das Wasser. Der Chiliung ist einer der dreizehn großen Flüsse der Region Jakarta in Indonesien.

Der Großraum Jabodetabek um die indonesische Hauptstadt Jakarta gilt mit fast 30 Millionen Einwohnern als die zweitgrößte Metropolregion der Welt. Trotz des enormen Reichtums in der Stadt lebt der Großteil der Menschen in Kampung, also Stadtteilen, die man andernorts wohl als Slum bezeichnet würde.

Mittlerweile hat die Stadtverwaltung damit begonnen, Jakarta „aufzuräumen“, die Bambusflöße sind weg und der Fluss wird von Betonwänden geleitet. Die Betonwände sind eine Maßnahme gegen die jährlichen Überflutungen, da der Boden von Jakarta sinkt, und zwar schneller als sonst irgendwo auf der Welt. In Sichtweite der Wolkenkratzer, des pulsierenden Finanzzentrums des viertgrößten Landes der Welt, findet man hinter Betonmauern die gedrängten Häuser im Kampung Pulo. Dicht an dicht gebaut, sodass mittags kein Sonnenlicht mehr auf die Straßen fällt, spürt man die schwüle, drückende Hitze, die sich tief in den gang-gangs, den Gassen hier, eingenistet hat. Ich fahre

Text und Foto

von

JOSH ESTEY

mit einem Fahrrad durch die Straßen, es ist der schnellste und einfachste Weg, um durch die Stadt zu fahren. Vorbeilaufende alte Frauen fragen mich, wohin ich will. Zum WC Umum, also der öffentlichen Toilette, erkläre ich, was bei den Damen leichte Heiterkeit hervorruft. In den Jahren, in denen ich hier schon lebe, hatte ich nie ein Problem in den Kampung. Es ist eigentlich ganz einfach: ein Lächeln und Höflichkeit verbinden Menschen überall auf der Welt.

Ich komme also an der öffentlichen Toilette an und sehe den Putzmann. Ich frage ihn, ob ich ihn für ein deutsches Magazin interviewen kann. Das ist wahrscheinlich die seltsamste Frage, die er heute gehört hat, aber als höflicher Javanese stimmt er zu. Ich stelle also mein Fahrrad ab und sehe den Nachmittagsregen aufziehen, während jetzt noch die Temperatur im Toilettenhaus in unermessliche Höhen steigt. Der Schweiß tropft mir aus allen Poren. Als wir mit dem Interview fertig sind, bin ich komplett durchgeschwitzt und sehe aus, als ob ich ein Bad genommen hätte. Als ich dann wieder nach Hause radele, können sich die Einwohner denken, warum ich zur öffentlichen Toilette wollte: Ich benötigte offensichtlich ein gutes Bad.

„Mein Job ist einfach, ich halte diese Toiletten sauber. Mein Name ist Muslim Yusef, ich bin 40 Jahre

alt und komme von der Insel Java. Ich lebe seit 15 Jahren in Jakarta und arbeite auch seitdem als Putzmann im Kampung Pulo. Ich lebe hier in diesem Toilettenhäuschen, ich schlafe dort drüben auf der Matte. Das hier ist die einzige öffentliche Toilette für etwa 200 Menschen aus der Umgebung, also ist immer etwas los, es ist ein Kommen und Gehen. Hier sind Toiletten, Badewannen und auch Waschmaschinen. Die meisten zahlen, so viel sie gerade zahlen können, aber meistens 500 Rupien (50 Cent) für die Toilettenbenutzung und 1000 Rupien (knapp ein Euro) zum Baden.

Hier passiert nichts Unanständiges, auch weil es mein Job ist, ein Auge auf die Leute zu haben. Ich habe hier alles unter Kontrolle. Wenn jemand zu lange auf der Toilette ist, gehe ich zu ihm und sehe nach dem Rechten. Nein, hier kommen keine Teenager rein, um Sex zu haben, schließlich bin ich ja da. Wenn sich hier jemand nicht benimmt, dann weiß das sofort die ganze Nachbarschaft.

Dieser Toilettenraum wurde schon gebaut, bevor ich geboren wurde, irgendwann in den 1970ern. Nur fünf Prozent der Haushalte haben in dieser Gegend eine eigene Toilette. Es gibt hier sogar mehr Fernseher als Toiletten. Das hier ist eine Privattoilette, wir bekommen kein Geld von der Regierung und wir pumpen unser Wasser selbst. Wir schließen um 10 Uhr abends und öffnen morgens um 3 Uhr. Wenn es aber wirklich dringend ist und jemand mitten in der Nacht hier anklopft, lasse ich ihn trotzdem rein.

Ob ich meinen Job mag? Ich bin mit meinem Leben zufrieden, es ist in Ordnung.“ ●

Oh Shit

2,4

Milliarden Menschen haben keinerlei
Zugang zu sanitären Anlagen.

946

Millionen Menschen müssen sich im
Freien erleichtern.

280

Tausend Menschen sterben jedes Jahr an
Durchfall – ausgelöst durch schlechte
hygienische Bedingungen.



Foto: Marc Schlossman (Panos)

Mal eben verschwinden. Ein dringendes Geschäft erledigen.
Metaphorische Umschreibungen gibt es viele für den Gang aufs stille Örtchen.
Ein Tabuthema, obwohl jeder Mensch im Durchschnitt rund drei Jahre seiner
gesamten Lebenszeit auf der Toilette verbringt.

Von NICOLE BRUNE

Schnell die Tür hinter einem zu, abschließen, alleine sein. Zum menschlichen Kreislauf gehört neben der Nahrungsaufnahme eben auch die Ausscheidung von Essensresten in Form von Kot und Urin. Der Gang zur Toilette ist in unserer Gesellschaft eine Nebensächlichkei, die privat erledigt wird. Höchstens ärgerlich, wenn eine öffentliche Toilette verdreckt ist und das Restaurant auf dem Marktplatz eine unbequeme Regel aufstellt: „Nur für Gäste.“ Ansonsten können wir uns überall zurückziehen und sichergehen, dass der Spülknopf und der Wasserhahn für die notwendige Hygiene sorgen: im Büro, zu Hause, in öffentlichen Einrichtungen. Ein wahrer Luxus, denn weltweit haben 2,4 Milliarden Menschen keinerlei Zugang zu sanitären Anlagen, weder zu richtigen Toiletten mit Spülung noch oder wenigstens zu simplen Latrinen. Schlimmer noch: Geschätzte 946 Millionen Menschen müssen sich im Freien erleichtern, etwa hinter Büschen oder provisorisch errichteten Zelten. Das ist die erschreckende Bilanz der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu offener Defäkation, wie es in der Fachsprache heißt.

Aus einem intimen wird ein sehr öffentlicher Moment, der gravierende Folgen hat: Tiere, vom Nutztvieh bis zur kleinsten Fliege, bringen Reste von Kot mit in die Felder und damit zu den Menschen. Viele Wasserstellen und umliegende Felder werden dadurch verseucht, Wurmkrankheiten breiten sich schnell aus. Die Menschen können weniger Nahrung anbauen, Unterernährung ist die Folge. Auch Krankheiten wie Durchfall oder Cholera können sich viel leichter und schneller ausbreiten. In dicht besiedelten Stadtbezirken ist offene Defäkation eine doppelte Ungerechtigkeit: Einwohner von slumähnlichen Gebieten haben keinen Zugang zu Toiletten. Und zudem werden

häufig Abwässer aus wohlhabenderen Vierteln ungefiltert dort abgelassen. Schlechte hygienische Bedingungen sind, so nimmt die WHO an, der Hauptgrund für 280.000 Durchfalltodesfälle, und das jedes Jahr. Keine Toiletten, das bedeutet schließlich auch: keine Möglichkeit zum Händewaschen.

Die Scham ist groß, sich überhaupt so öffentlich erleichtern zu müssen, besonders bei Frauen und Mädchen. Ein Teufelskreis entsteht: Oft gehen sie erst abends hinaus, um nicht gesehen zu werden. Im Deckmantel der Dunkelheit können sie aber leichter von Männern belästigt oder gar von Schlangen gebissen werden. Sind die Frauen krank oder alt, wird der Gang ins Gebüsch für sie noch gefährlicher. Ernsthafte gesundheitliche Schäden folgen. Warum also gibt es vielerorts keine Latrinen? Wie werden diese überhaupt gebaut und wie verändern sie die Leben der Menschen? Wir haben in Ghana, Nepal und Syrien nachgefragt.

„Du kannst nicht einfach einige Millionen Latrinen bauen. Die Menschen müssen begreifen, warum sie notwendig sind.“

GHANA



Dem Mist ein Ende setzen

Scheinbar in Zeitlupe geht an diesem Augustmorgen im hohen Nordwesten Ghanas die Sonne auf. Peter und Eunice Surranakum arbeiten auf ihrem Feld. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit, oder vielmehr: gegen die Hitze. Schon jetzt sind die beiden schweißgebadet. Dagegen ist es noch ruhig in ihrem kleinen Dorf Kambaa Tangzu, aber nicht komplett still. Dumpf schlagen ihre Spitzhacken auf die Erde. Peter und Eunice arbeiten zusammen, das ist noch neu. Gleichzeitig erinnert sich Baby Yelfaabasoglo im benachbarten Brifo Maal daran, wie Frauen dort früher wahrgenommen wurden.



Als Einwohner zweiter Klasse, die lange Wege zu den Wasserstellen zurücklegen mussten, aber ansonsten kaum Rechte hatten. Heute kann sie die Schulgebühren ihrer Kinder selbst bezahlen. Was verbindet Peter, Eunice und Baby? In ihren Dörfern gibt es keine offene Defäkation mehr und sie alle haben aktiv dazu beigetragen.

„Früher lagen überall Fäkalien, wir konnten nichts in der Nähe unserer Häuser anbauen. Die Schweine starben oft und die Kinder bekamen Durchfall“, berichtet Saabom Sebastianin. Er ist Vorsteher im Nachbardorf Tabier. Aber warum gab es in den drei Dörfern so lange keine Latrinen? Bewohnerin Beborb erklärt nüch-

tern: „Wir wussten nichts darüber.“ Was in vielen Ländern als selbstverständlich gilt, war hier im Norden Ghanas schlicht eine Wissenslücke. Die Menschen wussten nicht, wohin mit ihrem Geschäft.

Dazu kommt eine strikte ghanaische Politik: Seit 2010 sind keine Fördermittel mehr für Individuen erlaubt. Hilfsorganisationen können zwar öffentliche, aber keine privaten Latrinen in den Haushalten finanzieren. Gerade das ist aber wichtig, damit Krankheiten sich nicht trotzdem weiter verbreiten können. Allerdings zeigt Beborbs Aussage, was auf lange Sicht zählt: das Wissen um richtige Hygiene. „Du

kannst nicht einfach Millionen Latrinen bauen. Die Menschen müssen begreifen, warum sie notwendig sind“, bringt es Issifu Adama auf den Punkt. Er ist Leiter eines Programms für Wasser und Sanitäranlagen in Westafrika. Mit diesem Projekt setzt sich CARE für einen besseren Wasserzugang und verbesserte Hygienebedingungen ein.

In Tabier, Kambaa Tangzu und Brifo Maal wurde mit den Dorfbewohnern und Vorstehern über offene Defäkation gesprochen und mögliche Lösungen erarbeitet: Wasserstellen in jedem Dorf und Latrinen in jedem Haushalt sollten errichtet werden, Spezialisten für die Instandhaltung ausgebildet und zur Finanzierung Kleinspargruppen gegründet. In diese zahlen auch „Defäkationssünder“ ein, also Menschen, die sich im Freien erleichtert haben und damit die Gesundheit aller gefährden.

Eine Lösung: die Grubenlatrine. Sie ist etwas mehr als 1,80 Meter tief und umfasst neben einem betonierten Boden und einem Abzugsrohr auch feste Wän-

Im ghanaischen Dorf Tabier war offene Defäkation lange Zeit üblich, Latrinen gab es nicht. Der Grund dafür ist einfach: Die Menschen wussten nicht, warum Latrinen so wichtig sind und wie sie gebaut werden. Heute setzt sich CARE in 22 Dörfern wie Tabier dafür ein, dass in jedem Haushalt Latrinen errichtet werden, um die Hygienebedingungen zu verbessern.

de aus Lehmziegeln, eine Tür und ein Dach. Daneben ist eine kleine Station zum Händewaschen angebracht, auch liebevoll „tippy tap“, wörtlich: Wasserhahn zum Abkippen, genannt. Seit Juni 2014 gibt es den ersten Markt für Sanitärbedarf in der Gegend: In der Gemeinde Tamale sind verschiedene Latrinentwürfe und Handwaschstationen ausgestellt, über die sich die Bewohner informieren können. Individuell entworfene Lösungen komplettieren das Angebot.

In die Projekte wurden besonders die Frauen der Dörfer miteinbezogen. „Die Dynamik

zwischen den Geschlechtern kann hilfreich oder hinderlich sein. Über die Hälfte der Bevölkerung Ghanas ist weiblich. Schließen wir diesen Großteil der Bevölkerung aus, haben wir ein Problem“, stellt Issifu fest. Für Baby, Peter und Eunice hat sich der Einbezug aller ausgezahlt. Seit August 2015 gibt es in ihren und 21 weiteren Dörfern offiziell keine offene Defäkation mehr. Um das zu feiern, wurde sogar eine große Party veranstaltet.

NEPAL



Ein Gang zur Unabhängigkeit

Wie reagieren Menschen, wenn sie von einem auf den anderen Tag keine Toilette mehr haben? Wenn sie daran gewohnt sind, sich zu Hause und ohne die Hilfe anderer erleichtern zu können? Der Nepalesin Buddhini Ghale passierte genau das. Zwei kurz aufeinander folgende, schwere Erdbeben im April und Mai 2015 hatten ihr Haus in Barpak verwüstet und dabei auch ihre Toilette zerstört. Das bedeutete für die 80-jährige Dame einen langen Weg und große Schmerzen. Zwanzig Minuten musste sie zurücklegen, um sich dann auf einem offenen Feld zu erleichtern. Ihre Knie, vom Alter gezeichnet, machten das kaum mit.

Hatte sie sich vorher an den Wänden ihres Hauses festhalten können, war sie nun auf ihre Tochter angewiesen. „Es fiel mir schwer, mich draußen zu erleichtern. Jeden Tag musste meine Tochter mich dabei begleiten“, erzählt sie. Kein Wunder, so ging mit jedem erzwungenen Austritt schließlich auch ein Stück Unabhängigkeit verloren. Buddhini



Das Knie schmerzte, der Gang in die Felder, um dort versteckt das Geschäft zu verrichten, war sehr mühsam: Für die 80-jährige Buddhini aus Nepal bedeutet die von CARE gebaute Toilette eine große Erleichterung.

ist kein Einzelfall. Rund 600.000 ältere Menschen sind von den Folgen des Erdbebens in Nepal betroffen, schätzt die Hilfsorganisation HelpAge. Mittlerweile hat Buddhini eine neue, altersgerechte Toilette, die CARE gebaut hat. Darüber ist die ältere Dame sehr froh: „Das hilft uns schließlich auch dabei, dass sich ansteckende Krankheiten nicht ausbreiten können.“ Auf ihre Tochter ist sie nicht mehr angewiesen. Sie kann sich jetzt an den Griffen der neuen Toilette festhalten.

SYRIEN



Sie nennen mich „Mister Latrine“

Vor dem Bürgerkrieg war Syrien ein entwickeltes Land mit mittleren Einkommen, funktionierenden Schulen und Krankenhäusern. Die Haushalte waren an die öffentliche Wasserversorgung und Abwassersysteme angeschlossen. Oft gab es auch mehrere Badezimmer in einem Haus. Heute ist das ganz anders. Rund 6,5 Millionen Syrer sind im Land auf der Flucht. Die

„In der Regel teilen sich 17 bis 20 Menschen eine Latrine.“

Infrastruktur ist komplett zerstört und viele Familien, die an moderne Häuser und Sanitäreinrichtungen gewohnt waren, müssen sich nun in der Wildnis zurechtfinden. Osama AlGhssen ist im Süden Syriens als Bauingenieur bei einer Partnerorganisation von CARE tätig, dem einzigen Latrinenhersteller in der Region. Bisher konnten über 270 Latrinen gebaut werden. Er berichtet:

„Die Lage ist katastrophal. In der kargen Landschaft besitzen die Menschen im Grunde nichts mehr und müssen damit irgendwie zurechtkommen. Sie sind gezwungen, sich im Freien zu erleichtern. Es gibt kein Wasser und selten Essen oder Hygieneartikel, je nachdem, ob die Hilfsorganisationen hier hinkommen. Für Frauen ist es besonders schwer. Ohne Latrinen müssen sie lange Strecken zurücklegen, um doch noch einen Rückzugsort zu finden. Dabei sorgen sie sich um ihre Sicherheit. Oft werden sie erst gar nicht fündig, die Gegend hier ist karg und der Blick kann weit reichen. Es gibt nicht einen einzigen Stein, hinter dem sie sich verstecken könnten. Ihnen bleiben nur die Nächte und tagsüber das Warten. Frauen mit gesundheitlichen Problemen leiden besonders. In manchen Gemeinschaften errichten die Frauen deshalb aus Planen kleine Zelte. Aber der Wind fegt sie schnell fort. Es ist erniedrigend. Im einen Augenblick haben sie ein eigenes Heim, können sogar zwischen verschiedenen Badezimmern aus-

wählen – und im nächsten müssen sie sich in der Wüste hinhocken. Seit einem Jahr bin ich bei einer syrischen Partnerorganisation von CARE aktiv. Wir besuchen verschiedene Dörfer im Süden von Syrien und versorgen sie mit Wasser, Hygienesets und Notfalllatrinen aus Stahl und Wellblech. Sie halten in der Regel sechs bis zwölf Monate und sind jeweils mit einem antiseptischen Becken ausgestattet, das Keime abtötet. Das Beste und Wichtigste an ihnen ist aber ihre Mobilität: Die Familien können sie einfach mitnehmen, sollten sie wieder fliehen müssen. In der Regel teilen sich 17 bis 20 Menschen eine Latrine.

Anfangs haben wir nur wenige Familien gefunden. Heute melden sie sich von selbst bei mir, schreiben mir bei WhatsApp und sprechen mich mit ‚Mister Latrine‘ an. Leider sind wir der einzige Latrinenanbieter im Süden des Landes. Wenn man allgemein an Krieg denkt, fällt einem gewiss als erstes die Sicherheit der Menschen ein. Doch auch ihre Hygieneversorgung ist wichtig, sie ist essentiell für ihr Überleben. Jeden Tag gibt es mehr Menschen, die Hilfe benötigen. Erst, wenn der Krieg beendet ist, können wir unser früheres Leben wiederaufbauen. Bis dahin gibt es nur kurzfristige Lösungen, wie eben diese Notfalllatrinen.“ ●

Da geht doch was!

Von MARINA STARČEVIĆ CVIRO

aufgezeichnet von JOHANNA MITSCHERLICH

Foto: BRANKO BIRAČ

„Da geht doch was!“ Das habe ich schon mehr als einmal gedacht in meinem Arbeitsleben, wenn ich so manche Kollegen zusammen sah. Klar, man verbringt die meiste Zeit des Tages miteinander, man scherzt, geht gemeinsam zum Mittagessen und lässt sich bei der Betriebsfeier von der gelösten Stimmung mitreißen. Viele Menschen lernen ihren Partner im beruflichen Umfeld kennen. Theoretisch war mir immer klar, dass das passieren kann. Nur definitiv nicht mir, da war ich sicher. Als ich Adnan das erste Mal sah, sprühten auch keine Funken. Es war keine Liebe auf den ersten Blick, im Gegenteil. „Wer ist dieser Typ? Wie kann jemand nur so laut lachen und sprechen?“, dachte ich mir, als ich ihn im Hotel Terme in Sarajevo sah. Er saß in der Lobby auf einer roten Couch, um ihn herum scharrten sich sämtliche Kollegen. Ich kannte ihn zu dem Zeitpunkt noch nicht, wusste nur, ich werde mit ihm zusammenarbeiten müssen. Ich war genervt und fragte mich, wie das nur klappen sollte.

Ich arbeite seit über zehn Jahren für CARE in Serbien. Nachdem ich lange Zeit in der Jugendarbeit und im Einsatz gegen den Menschenhandel aktiv war, koordiniere ich seit 2008 unsere „Young Men Initiative“ in Serbien. Hier geht es darum, fragwürdigen Männerbildern und Gewalt gegen Frauen und Mädchen entgegenzuwirken. Wir bilden Jugendleiter und Lehrkräfte aus, damit Themen wie Frieden, Geschlechtergerechtigkeit und Gewaltfreiheit sowohl in der Freizeit als auch im Schulunterricht nicht zu kurz kommen. Wir fördern den Frieden und arbeiten daran, ethnische Segregation, Stereotype und Misstrauen auf dem Balkan zu überwinden. Vielerorts hat der Bürgerkrieg bis heute tiefe Spuren im Alltag und in den Köpfen der Menschen hinterlassen.

Adnan und ich trafen uns also zusammen mit vielen anderen Kollegen in Sarajevo, um die Fortschritte und Ausweitung unserer Arbeit in Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Serbien zu diskutieren. Adnan arbeitete als Projektkoordinator für unsere bosnische Partnerorganisation. Während unseres Treffens an dem Tag fand ich ihn immer noch laut und für meinen Geschmack erzählte er zu viele Witze, aber ich lernte ihn dann schnell als Kollegen schätzen. Adnan war enthusiastisch, arbeitete hart, hatte gute Ideen und man konnte sehr unkompliziert mit ihm zusammenarbeiten. In den kommenden Monaten koordinierten wir uns sehr stark. Es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht in Kontakt standen. Die „Young Men Initiative“ war für uns nicht nur Arbeit, sie war auch unser Leben. Wir waren glücklich über die Veränderungen, die wir in unseren Gemeinden erreichen konnten. Wir diskutierten und lachten viel und konnten einiges gemeinsam bewegen. Niemals wäre mir jedoch in den Sinn gekommen, dass Adnan mehr als ein Kollege sein könnte. Ich war Anfang dreißig und hatte zu dem Zeitpunkt

**Nicht intim im Team?
Schwierig, wenn man
sich im Berufsleben
Hals über Kopf verliebt.
Eine Liebesgeschichte
ohne Grenzen.**



ein paar enttäuschende Beziehungen hinter mir und wahrlich erst mal genug von den Männern. Außerdem war Adnan neun Jahre jünger und ich war in diesem Projekt seine Vorgesetzte.

Und dann war er da, der 22. März 2010. Wir besuchten ein Projekt in Sarajevo und Adnan fragte mich, ob wir zusammen zu Abend essen. Klar, dachte ich, warum nicht. Ich hatte Hunger, den ganzen Tag wegen all der Arbeit kaum etwas gegessen. Als ich im Restaurant ankam stand jedoch nicht mein Kollege Adnan vor mir, sondern ein Mann namens Adnan:

Einer, der ein schickes Hemd und eine Anzugshose trug. Dessen Aftershave so gut roch. „Oh je, ein Date!“, schoss es mir durch

den Kopf. „Wow, Du siehst aber schick aus! Gibt’s was Besonderes?“, sagte ich stattdessen. Er antwortete, viel leiser als sonst: „Ja: Dich.“ Plötzlich war alles anders. Ich fühlte mich gehemmt und er war auch sichtlich schüchterner als sonst. Nach dem Essen gingen wir in einen Club. Wir tanzten die Nacht durch und ich schwankte zwischen Glück und Schock über meine Gefühle, darüber, dass ich mit meinem neun Jahre jüngeren Kollegen, der auch noch an mich berichtete, plötzlich zu Balkanpop tanzte und dass ich offensichtlich in ihn verliebt war. Im Hotel lag ich im Bett, ich war wie elektrisiert, aber auch paralysiert. Was sollte ich nun tun? Fast hätten wir uns geküsst! Meine Gedanken rasten. Ich bin seine Vorgesetzte! Welche Regeln gibt es hier eigentlich? Wie sind die Richtlinien von CARE? Und wenn es ohnehin nichts Ernstes ist? Ich drückte kein Auge zu in dieser Nacht, die Gedanken kreisten wild in meinem Kopf. Der nächste Morgen war ein Albtraum: Ich hatte ein offizielles Treffen mit ihm und unserem Projektleiter. Auf dem Weg ins Büro hoffte ich inständig, dass Adnan nicht da sein würde. Dass er sich krankmeldet. Ihm etwas dazwischenkommt. Aber natürlich war er da. Und er verhielt sich anders, er war zurückhaltend, leise, schüchtern. Ich war überdreht, laut, wurde rot wie ein Teenager und hatte kalte Schweißausbrüche. Einer der schrecklichsten Arbeitstage meines Lebens.

Wir taten, als wäre alles beim Alten. Ich versuchte, das Geschehene zu verdrängen, mich ganz auf unser Projekt zu konzentrieren. Das klappte ganz gut, bis Adnan mich im Juni anrief und mir sagte, dass er von unserem Projekt abgezogen worden war. Er sollte von nun an ein Gesundheitsprojekt in Bosnien leiten. Ich war aufgebracht. Was für schlechte Neuigkeiten! Schließlich spielte er eine Schlüsselrolle, sollte dadurch unsere ganze Arbeit mit der „Young Men Initiative“ gefährdet sein? Es sprudelte aus mir heraus, bis er mich lachend unterbrach. „Ja, aber sieh es doch mal von der guten

Seite. Jetzt können wir ein Paar werden!“ Ich legte ruckartig auf, das waren zu viele Neuigkeiten auf einmal. Ich sollte meinen besten Mitarbeiter verlieren und dafür im Tausch einen Mann an meiner Seite bekommen?

Zwei Tage später sahen wir uns dann auf der Halbinsel Krk in Kroatien bei einem regionalen Treffen von CARE mit unseren Partnerorganisationen wieder. Ich versuchte ihm aus dem Weg zu gehen, aber das ging natürlich nicht. Ich musste die Gespräche moderieren, unser Team ist nicht groß. Nach dem ersten Workshop fing er mich ab.

„Marina, wir müssen reden. Bitte!“ „Geht es um die Arbeit?“ fragte ich, aber eigentlich war es viel mehr eine flehende Bitte. Sein „Nein“ war klar und deutlich. Ich ging in mein Zimmer, ich zitterte, wollte heulen und schreien zugleich, war glücklich und hatte das Gefühl, meinen Verstand zu verlieren. Wie ein Mantra sagte ich mir immer wieder, dass ich bald nicht mehr seine Chefin sein würde. Dass wir bald keine Kollegen mehr sein würden. Wie kann man sich bloß nach so langer Zeit in so wenigen Sekunden Hals über Kopf verlieben?

Am Abend trafen wir uns am Strand, es war ein lauer Sommertag. Ich bin kein großer Fan von Romantik, aber wir machten einen langen Spaziergang am Meer. Er sagte mir, dass er gerne mit mir zusammen sein möchte, dass er sich in mich verliebt habe. Ich zählte alle meine Gegenargumente auf: Dass wir doch Freunde seien, dass er viel zu jung für mich sei, zudem Moslem und ich serbisch-orthodox, dass er Bosnier sei und ich Serbin, dass er in Sarajevo lebe und ich in Belgrad. Und ja, wir

haben keine Vorurteile gegen die andere Volksgruppe. Aber wie sieht das mit den anderen aus? Was wird seine Mutter sagen, deren Mann – Adnans Vater – von einer serbischen Granate während des Krieges getötet wurde? Adnan antwortete nicht auf meine Fragen und bat mich lediglich, es mit ihm zu versuchen. Das taten wir, ab diesem Sommertag im Jahr 2010, es war der 22. Juni. Und es war um mich geschehen. Ich war verrückt nach ihm. Es verging keine Sekunde, in der ich nicht an ihn dachte, wir schrieben uns den ganzen Tag über SMS. Wir behielten es erst mal für uns, schließlich wollten wir die zarte Pflanze der Liebe nicht von der Außenwelt gefährden lassen. Neun Monate lang kam Adnan jeden Freitag mit dem Bus nach Belgrad. Sieben Stunden hin und dann am Sonntagabend mit dem Nachtbus zurück und nach einer kurzen Dusche direkt ins Büro. Es war eine wunderschöne Zeit, voller Leichtigkeit und Herzklopfen.

Irgendwann erzählten wir es dann auch unseren Kollegen. Weil wir es mit ihnen teilen wollten, aber auch, weil mein Kollege John Adnan als externen Berater anstellen wollte. Er könnte dann nach Belgrad ziehen! Das Wochenend-Pendeln hätte ein Ende! Ich war überglücklich, aber auch unsicher. Anderen davon zu erzählen würde auch bedeuten, dass wir die Beziehung auf ein anderes Level brächten. Dass es uns ganz offiziell ernst ist. John fiel die Kinnlade herunter: Marina, die ernste, reflektierte Serbin und Adnan, der viel jüngere, quirlige, immer zu Scherzen aufgelegte Bosnier? Dann, noch ganz im Schock, die zweite Frage: Was wird Deine Mutter dazu sagen, Adnan?

I just got into the bus, will arrive in the evening. I can't wait to see you.

Safe trip! I am waiting for you at the station. Kiss

I am entering Belgrade ... see you in half an hour :)

I am in the car, coming to get you :)))



Wanna hear some good news?

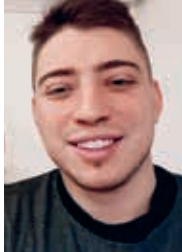
Oh yes, from you especially

I found a good apartment for us and I rented it. I can't wait for you to see it

That is fantastic! I will try to come earlier on Friday. Love you!

-
-
-

Miss me?



Oh yes, miss you very much. Looking forward to Friday :)

Me too. I packed all my stuff, it is not too much :)

-
-
-

What did I forget now? Are you OK?

You have just become a father a few minutes ago. Everything ok

OMG! LOVE YOU!
LOVE YOU!

Im April 2011 zogen wir in unsere erste gemeinsame Wohnung in Belgrad und wurden wieder Kollegen. Allerdings berichtete er nicht an mich und wir hatten wenige Überschneidungen in unseren Tätigkeiten. Wir arbeiteten sogar in verschiedenen Büros. Es war perfekt, denn das Zuhause und das Büro zu teilen, das ist dann doch etwas viel.

Seit 2012 sind wir verheiratet und keine Kollegen mehr. Er, der Bosnier, hat sich in Serbien selbstständig gemacht. Er vertreibt „Bosnian Delights“, eine traditionelle Süßigkeit aus seiner Heimat. Mittlerweile hat er eine eigene Firma und Geschäfte in ganz Serbien. Ich hatte große Sorge zu Beginn, schließlich ist es nicht einfach für einen Moslem, in Belgrad ein eigenes Geschäft aufzumachen. Ich wusste nicht, wie die Menschen reagieren würden. Der Krieg ist noch nicht lange her und die Erinnerungen sind teils noch sehr frisch. Adnan war immer optimistisch und lebt das, was er bei unseren CARE-Projekten zu Frieden und Versöhnung weitergegeben hat, auch selbst. Heute, nach drei Jahren harter Arbeit, hat Adnan den Sprung in die Selbstständigkeit gut geschafft. Dass er Bosnier und ich Serbin bin hat für uns nie eine Rolle gespielt. Und seine Mutter ist die beste Schwiegermutter, die ich mir hätte erträumen können. Unsere Herausforderungen gleichen denen anderer Paare: Arbeit, Geld, die Erziehung unserer heute dreijährigen Tochter Lana.

Lana ist ein internationaler Name. Niemand kann daran erkennen, welcher Gruppe sie angehört. Sie soll irgendwann selbst entscheiden, ob sie muslimisch, orthodox, oder vielleicht auch buddhistisch oder

jüdisch sein möchte. Wir feiern die islamischen Feiertage wie Fastenbrechen und das Opferfest, aber auch Weihnachten und Ostern. Lana lernt so viel über Toleranz und verschiedene Kulturen. Wir lehren sie, was wir leben. Sie bekommt ihre Unterrichtseinheiten zu Frieden und Völkerverständigung in die Wiege gelegt, hat sie mit der Muttermilch aufgesogen.

Wir erzählen unsere Geschichte gerne, vor allem teilen wir sie auch mit den Teilnehmern der „Young Men Initiative“. Wir gehen damit sehr offen um, und die jungen Männer haben viele Fragen. Wir wollen ihnen zeigen, dass Menschen friedlich miteinander leben können und Versöhnung zwischen den Volksgruppen das A und O ist. Wir scherzen manchmal, dass wir eine Fallstudie für das CARE-Projekt sind, und Lana das bestmögliche Ergebnis daraus. Wir hoffen, dass Freundschaften und Ehen zwischen den verschiedenen Ethnien auf dem Balkan Normalität werden, dass es Geschichten wie die unsere immer häufiger geben wird. Und dass Lana weiterhin unbeschwert verschiedene religiöse Feiertage feiern kann und ihr niemals auf schmerzhaft Weise bewusst werden muss, dass ihre bosnisch-serbische und zugleich muslimisch-orthodoxe Identität außergewöhnlich ist. Auch dafür stehe ich ein mit meiner Arbeit für Toleranz und Frieden bei CARE. ●

LET'S TALK ABOUT SEX?

Von JOHANNA MITSCHERLICH

Fotos: JOSH ESTEY







3,9

Prozent wächst die nigrische Bevölkerung im Jahr. Damit ist der Niger nicht nur das ärmste Land der Welt, sondern auch das mit dem höchsten Bevölkerungswachstum.

7,6

Milliarden Euro würde es pro Jahr kosten, allen Frauen, die verhüten möchten, die Möglichkeit dazu zu geben.

44

Prozent der nigrischen Kinder sind chronisch unterernährt.

Sexualkundeunterricht irgendwo in Deutschland. Etwa dreißig Schüler der 8. Klasse wackeln auf ihren Stühlen herum, während der Lehrer versucht, Gehör zu finden. Denn jedes Mal, wenn er das Wort „Sex“ sagt, kichern die Jugendlichen leise in sich hinein, andere verziehen vor lauter Peinlichkeit das Gesicht. Kein einfaches Thema, aber ein wichtiges. Eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zeigt, dass jedes elfte Mädchen und jeder zehnte Junge in Deutschland zum ersten Mal mit 14 Jahren Geschlechtsverkehr hat. In Deutschland und in vielen anderen Ländern ist Sexualkundeunterricht daher längst Pflicht. Diskutiert wird nicht mehr über ein „ob“ der sexuellen Aufklärung, sondern viel mehr über ein „wieviel“ und „wie früh“. Verschiedene Sexpraktiken, Homosexualität, Abtreibung – gehört das noch zum Aufklärungsunterricht, sollte es sogar fächerübergreifend gelehrt werden? Soll das schon im Kindergar-

ten Thema sein? Und wie sprechen Eltern mit ihren Kindern darüber? In Zeiten des Internets haben Kinder und Jugendliche besseren Zugang zu Informationen über Sexualität als jemals zuvor. Mit Störchen, Bienchen und Blümchen ist es da lange vorbei.

Bei allen Diskussionen über das wie und überhaupt, bei aller Scham und Peinlichkeit steht fest: Die Sexualität begleitet uns Menschen, von der Geburt bis zum Tod. Auch im Niger, 6.000 Kilometer von Deutschland entfernt, ist das nicht anders. Aber bisher wird hier über das Thema nur selten diskutiert. „Über Sex offen zu reden ist ein Tabu. Traditionell sind es häufig die Mütter, die ihre Kinder aufklären, meist indirekt, in Symbolen, Geschichten, Andeutungen. In der Schule lernen Jugendliche wie Babys entstehen, aber eher von der wissenschaftlichen Seite. Der Rest steht nicht auf dem Lehrplan.“ Das erzählt Lantana, während sie auf einer Strohmatten in einem kleinen Haus aus Lehm sitzt. Ihr Gesicht ist eingerahmt von einem blau-, grün- und weiß-karierten Kopftuch. Die 30-Jährige arbeitet als freiwillige Gesundheitsberaterin hart daran, dass vor allem Mädchen und Frauen in ihrem Dorf Dan Taro im Süden des Nigers Zugang zu den wichtigsten Informationen bekommen. Zur Seite steht ihr dabei der 31-jährige Garba, ein schlanker, großgewachsener Mann. Ihr gemeinsames Ziel: Aufklärung, bessere Familienplanung, gesündere Mütter und Kinder.

Niger ist nicht nur das ärmste Land der Welt, sondern hat mit 3,9 Prozent auch das höchste Bevölkerungswachstum. Gleichzeitig sind 40 Prozent der Kinder chronisch unterernährt. Jedes zehnte Kind er-

In keinem anderen Land der Welt werden so viele Teenager schwanger wie im Niger – 206 von 1.000 Frauen im Alter von 15 bis 19 Jahren.



In Deutschland sind es gerade einmal sechs Frauen.



Lantana (rechts) und Garba (links) sind in ihrem Dorf Dan Taro im Dauereinsatz, um die Bewohner über sexuelle Gesundheit aufzuklären. 20 Familien besuchen sie jede Woche, 300 haben sie mit ihrer Aufklärungsarbeit bereits erreicht. Eines ihrer Ziele ist eine bessere Familienplanung. Da gehen sie mit gutem Beispiel voran, denn mit einem und drei Kindern sind ihre Familien ungewöhnlich klein.

lebt seinen fünften Geburtstag nicht. Bevölkerungswachstum, das hat im Niger viel mit Armut, Unterernährung und Kindersterblichkeit zu tun. „Es ist ein Teufelskreis. Vor allem junge Frauen haben weder Informationen noch Verhütungsmittel, um ungewollte, frühe Schwangerschaften zu verhindern“, erzählt Lantana weiter. „Sie bekommen schon im Teenageralter ihr erstes Kind, werden früh verheiratet und brechen dann die Schule ab. Das Risiko, während der Schwangerschaft oder Geburt zu sterben, ist für sie besonders hoch. Und häufig sind sie zu jung um zu wissen, wie sie ihre Kinder am besten ernähren können. Die Folgen sind Unterernährung und hohe Kindersterblichkeit.“ In keinem anderen Land der Welt werden so viele Teenager schwanger wie im Niger: 206 von 1.000 Frauen im Alter von 15 bis 19 Jahren. Zum Vergleich: In Deutschland sind es gerade einmal sechs junge Frauen. „Familienplanung und Gesundheitsversorgung sind die Schlüssel zu weniger Armut und Hunger“, betont Lantanas Kollege Garba. Er hat selbst bisher erst einen Sohn, Lantana hat drei Söhne. „Das ist sehr wenig für den Niger“, lacht sie. „Aber wir sehen uns als Vorbilder. Schließlich wollen wir mit einem guten Beispiel vorgehen.“ Auch die Regierung des westafrikanischen Landes hat die hohe Geburtenrate als Entwicklungshemmnis anerkannt. Für Präsidenten Issoufou ist es ein wichtiges Ziel, dass Mädchen länger zur Schule gehen und vor Zwangsverheiratung und frühen Schwangerschaften geschützt werden. Auch die deutsche Bundesregierung unterstützt die Familienplanung und Gesundheitsförderung im Niger.

Das Recht auf eine selbstbestimmte Familienplanung ist ein Menschenrecht – seit über 40 Jahren. Aber dennoch hat weltweit jede vierte Frau, die verhüten möchte, keine Möglichkeit dazu. Rund 80 Millionen Frauen werden alleine in Entwicklungsländern jedes Jahr ungewollt schwanger. Mit 18 Jahren hat jede fünfte Frau in einem Entwicklungsland bereits mindestens ein Kind. Die Risiken, an den Folgen von Schwangerschaft oder Geburt zu sterben, sind bei sehr jungen Frauen und ohne medizinische Versorgung deutlich höher. Was kann man tun? Es würde geschätzte 7,6 Milliarden Euro pro Jahr kosten, allen Frauen weltweit, die verhüten möchten, die Möglichkeit dazu zu geben. Das sind 3,8 Milliarden Euro mehr, als heute investiert werden. Vielerorts, vor allem im ländlichen Raum, fehlt den Menschen jeglicher Zugang zu einfacher Gesundheitsversorgung, von Verhütungsmitteln ganz zu schweigen.

Das kleine Dorf Dan Taro hat Glück: Hier kümmern sich Lantana und Garba seit vier Jahren darum, dass insgesamt 300 Familien nicht nur Informationen zum Thema Sexualität erhalten, sondern auch Verhütungsmittel. Jede Woche besuchen sie etwa 20 Familien. Mindestens 30 Minuten bleiben sie, denn einfach sind die Gespräche nicht. „Wir müssen ganz behutsam vorgehen. Meistens teilen wir uns auf. Lantana spricht mit den Frauen, ich mit den Männern. Es ist viel Sensibilität und Verständnis für die Kultur und Religion der Menschen im Dorf gefragt. Wir wollen nicht mit der Tür ins Haus fallen“, erklärt Garba.

Häufig sprechen sie mit den Familien zuerst über weniger heikle,

aber dennoch wichtige Themen, etwa, wie sie ihre Häuser am besten sauber halten können, wie sie Latrinen bauen und Hände waschen sollten, um Krankheiten zu vermeiden. Und dann wird auch über die Kinder gesprochen und darüber, dass es Wege gibt, Schwangerschaften zu planen und auch zu vermeiden. „Jede Frau sollte selbst entscheiden können, wie viele Kinder sie haben möchte. Wir sagen den Eltern nicht ‚Habt weniger Kinder‘, das stünde uns nicht zu. Es ist uns aber wichtig, dass eine Mutter nicht an jeder Hand ein Kind zerrt, sie zwei weitere um Bauch und Rücken gebunden hat und schon ein weiteres unter ihrem Herzen trägt. Das ist nicht nur anstrengend für sie, sondern auch gefährlich für die Kinder.“ Denn, so zeigen die Erfahrungen von Lantana und Garba, Unterernährung ist vor allem dann ein Problem in Familien, wenn die Eltern besonders viele Kinder kurz nacheinander bekommen. Viele Frauen stillen noch, wenn sie kurz nach der Geburt eines Kindes wieder schwanger werden. Gleichzeitig müssen sie auf den Feldern arbeiten und weitere, jüngere Kinder versorgen. Das ist eine riesige Aufgabe, die kaum zu bewältigen ist.

Der Klimawandel trägt in dem großen, trockenen Land in der Sahelzone seinen Teil dazu bei, dass die Situation für Frauen und ihre Kinder immer schwieriger wird. In den vergangenen Jahren mussten sie mit immer weniger Wasser auskommen, die Regenzeiten werden immer kürzer und schwieriger vorherzusagen. Für den Wüstenstaat Niger ist das eine Katastrophe, da sich ohnehin nur 15 Prozent des Landes für die Haltung von Vieh und den Anbau

„WIR BRAUCHEN MEHR ESSEN



FÜR
WENIGER KINDER“,
SAGT GARBA

von Nahrungsmitteln eignen, aber 80 Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft leben. Schwere Dürreperioden führten in den letzten Jahren zu Missernten und der weltweit höchsten Rate an Mangelernährung und Nahrungsunsicherheit. Mehr als 44 Prozent aller Kinder im Niger sind chronisch unterernährt, sie nehmen also nicht ausreichend gesundes, nahrhaftes Essen zu sich.

Lantana und Garba sprechen mit den Eltern deswegen darüber, wie wichtig es ist, zeitlich etwas Abstand zwischen den Schwangerschaften zu lassen und zeigen ihnen verschiedene Verhütungsmöglichkeiten: Kondome, die Pille oder Hormonimplantate, die in den Oberarm eingesetzt werden. Sie helfen ihnen, Anträge bei der lokalen Gesundheitsstation auszufüllen, um solche Verhütungsmittel zu erhalten. Alle paar Wochen laufen sie zum sieben Kilometer entfernten

Gesundheitsposten und holen Medikamente und Verhütungsmittel für die Dorfgemeinschaft ab. CARE hat im Niger in 79 Dörfern jeweils zwei Freiwillige wie Lantana und Garba ausgebildet, die Teams bestehen immer aus einem Mann und einer Frau. Auch Menschen, die eine religiöse Führungsrolle spielen, werden für die Aufklärungsarbeit eingespannt, denn sie sind wichtige Stimmen innerhalb der Dorfgemeinschaft. Gleichzeitig hilft CARE den Gemeinden, sich mit verbesserten landwirtschaftlichen Produktionsmethoden und dürreresistentem Saatgut an den Klimawandel anzupassen, bietet Kochschulen in Dörfern an, um nährstoffreiches Essen zu fördern und unterstützt Kliniken für Mütter und Kinder.

In Dan Taro hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Nur noch selten wird eine Frau schwanger, wenn sie es nicht möchte, nur noch selten muss eines der Kinder wegen Unterernährung in die nächste Klinik gebracht werden. Auch wenn Garba und Lantana, so wie es schöne Tradi-

tion ist im Niger, vor allem in Bildern und Metaphern sprechen und ähnlich wie so mancher deutscher Lehrer immer etwas um das Wort „Sex“ herumtänzeln: Ihre Botschaft kommt an. „Wir sind sehr stolz auf das, was wir für unser Dorf tun. Wir sehen es auch als Möglichkeit, unserem Land zu helfen. Wir sind das ärmste Land der Welt, Klimawandel und Dürren erschweren unser Leben tagtäglich. Wir brauchen mehr Essen für weniger Kinder“, sagt Garba. „Erst wenn jede Frau selbst bestimmen kann, wie viele Kinder sie haben möchte und wann sie schwanger wird, erst wenn Eltern gesunde Kinder haben, die auch wirklich kräftig genug sind, um mit fünf Jahren zur Schule zu gehen, erst wenn mehr Kinder ihren fünften und noch viele weitere Geburtstage erleben, wissen wir, dass wir unser Ziel erreicht haben.“ ●





Die Gebärmutter

Hebammen begleiten eine Frau im intimsten Moment des Lebens: der Geburt ihres Kindes.
Ihr Job heißt vorsorgen, Komplikationen managen, Leben retten.
Gleichzeitig stehen sie Frauen im Augenblick der kompletten Schutzlosigkeit zur Seite,
dann, wenn ihr Intimbereich öffentlich und Arbeitsplatz ganzer Helfertrupps wird.
Gar nicht so einfach.

Von CHRISTINA IHLE

„Nicht erschrecken. Ich werfe mich auf Ihren Bauch. Sie pressen!“ Habe ich diesen Mann jemals gesehen? fährt es mir durch den Kopf. Und dass er verdammt schwer aussieht. Ein Blick zur Hebamme. Sie nickt. Alles ok. Dann das Anrollen der Presswehe, kolossales Arztgewicht auf meinem Bauch, gefühlte tausend Hände auf und in mir, ein Zerreißen und Fast-betäubt-sein vor Schmerz – plötzlich Stille. Atmen. Ein heller Schrei. Meine Tochter ist geboren. Sie ist gesund. Wir beide leben! Nicht selbstverständlich nach allen Komplikationen in diesen letzten Tagen der Schwangerschaft und während der Geburt.

Die Scham, dass während der Wehen alle Dämme gebrochen sind, sich Körperflüssigkeiten und -funktionen meiner Kontrolle entzogen, ich mich aufgrund der Herztonmessung wie ein Käfer auf dem Rücken, ausgeliefert fühlte – diese Scham ist schnell verflogen, und zwar vor allem dank meiner Hebamme, ihrer Worte und Taten der Empathie.

Nach der Geburt bat sie alle Menschen energisch aus dem Kreißsaal und gab mir, meinem Mann und meiner neugeborenen Tochter eine halbe Stunde Zeit für das erste Kennenlernen zu dritt. Nach neun Monaten und 23 Stunden Schmerzen, Warten und Bangen ist das bis heute der wichtigste, intimste Moment meines Lebens.

So kompetent begleitet entbinden zu dürfen ist in unserer Welt ein Privileg. Dabei eine Hebamme an der Seite zu haben, die sich nicht nur um die medizinische Sicherheit sorgt, sondern auch um den Schutz der Würde, Rechte und Intimsphäre der

achtsamen Umgang mit den anvertrauten Frauen erschweren“, sagt Ute Wronn, Hebamme und Beauftragte für internationale Hebammenarbeit des Deutschen Hebammenverbands e.V. „So kann es hier und weltweit vorkommen, dass individuelle



Entbindenden, ist ein Geschenk und alles andere als selbstverständlich. „Die Ökonomisierung der Geburt, die daraus oft resultierende Personalknappheit, Überforderung und auch Burnouts unter ärztlichem Personal und Hebammen können einen

Bedürfnisse, Mitbestimmungsrechte oder auch Grenzen der Beschämung und des Schmerzes einer Gebärenden nicht ausreichend Beachtung finden.“

Dass sich das ändern muss, zeigte 2010 eine wachrüttelnde Studie der Ärztinnen Diana Bowser

und Kathleen Hill an der Harvard School of Public Health. Aus weltweit durchgeführten Umfragen unter Entbindenden sammelten die Autorinnen Daten zu „Respektlosigkeit und Misshandlung während der Geburt in medizinischen Einrichtungen“, wie es



tungen für Schwangere inzwischen massiv verbessert hat. Warum so viele Frauen trotz großer Gefahren lieber zu Hause entbinden als in einer nahe gelegenen Klinik. Laut der Studie liegt das zum einen an fehlenden Mitteln für Transport und Klinikaufenthalt,

Gisma (links im Bild) lebt im Südsudan, ist 19 Jahre als und erwartet ihr zweites Kind. „Ich spüre, dass es morgen kommen wird. Ich habe leichte Schmerzen, aber sonst geht es mir gut. Hoffentlich wird es ein Junge. Ich habe schon einen kleinen Sohn namens Mayik“, sagt sie. In dem von CARE geführten Krankenhaus arbeiten zehn Angestellte, seit April 2014 gibt es einen OP-Saal. Vorher mussten schwerkranke Patienten in die 120 Kilometer entfernte Stadt Bentiu gebracht werden.

Im Südsudan sind die Straßen oft nicht passierbar. Der andauernde Konflikt bedroht Zivilisten, die weite Wege meiden. In einem von CARE unterstützten Krankenhaus können 30 Patienten behandelt werden, darunter auch viele Frauen.

Die Müttersterblichkeit im Südsudan ist eine der höchsten weltweit.

in der Studie heißt. Ihr Ziel: Herauszufinden, warum das fünfte UN-Millenniumsentwicklungsziel, die Senkung der Müttersterblichkeit weltweit, seit seiner Verabschiedung im Jahr 2000 nicht vorankommt, obwohl sich der Zugang zu medizinischen Einrich-

an der Sorge, eigene Geburtspraktiken nicht ausüben zu dürfen. Zum anderen an der beunruhigend häufigen Erfahrung von Frauen, bei der Geburt ihres Kindes durch medizinisches Personal nicht respektvoll behandelt oder gar misshandelt worden zu sein.

Schläge und Ohrfeigen etwa während der Entbindung wurden von Frauen in Kenia, Peru, Südafrika, Tansania und weiten Teilen Asiens als üblich beschrieben. Frauen aus dem Jemen berichteten, im Krankenhaus gegen ihren Willen angebunden worden zu sein. In einigen Ländern erlebten Frauen Kaiserschnitte und Sterilisationen, ohne vorab informiert oder gefragt worden zu sein. Angehörige von Minderheiten berichteten vielfach, dass ihnen medizinische Hilfe verweigert wurde. Verbale Verletzungen wie abfällige Vergleiche mit einem gebärenden Tier, bösesartiges Kommentieren des Verhaltens der Frau unter Schmerzen, Drohungen und Schuldzuweisungen registrierte die Studie in nahezu allen Ländern der Welt.

„Dies alles sind massive Verletzungen des Menschenrechts und Rechts einer Frau auf eine sichere Schwangerschaft und Geburt“, so Ute Wronn. „Auch in Deutschland berichten Frauen von Rechtsverletzungen, diese sind jedoch meistens subtiler. Manche Frauen verlieren daraufhin ihr Vertrauen in medizinische Einrichtungen und entbinden lieber im häuslichen Umfeld.“ In Deutschland stellt die Entscheidung für eine von einer Hebamme begleitete Geburt in einem Geburtshaus oder zu Hause eine Alternative zur Klinikgeburt dar. In Entwicklungsländern dagegen, die über kein flächendeckendes medizinisches Versorgungssystem verfügen, haben Frauen keine Wahl, wie sie gebären und von wem sie Unterstützung erhalten. Häufig werden sie völlig allein gelassen. Immer noch sterben 820 Frauen jeden Tag an Komplikationen während der Schwangerschaft oder bei der Geburt, 99 Prozent davon in



Ju Sar Mi engagiert sich als Geburtshelferin in der Gesundheitsstation von Pan Hone in Myanmar.

Entwicklungsländern. Die meisten dieser Todesfälle könnten durch eine fachgerechte medizinische Begleitung einfach verhindert werden. Wie also das Vertrauen von Schwangeren in medizinische Einrichtungen stärken?

Die White Ribbon Alliance, ein Zusammenschluss weltweit tätiger Hebammen und Nichtregierungsorganisationen, formulierte als Reaktion auf die Studie von Bowser und Hill die „Charta für Menschenrechte bei der Geburt“. Sie legitimiert anhand etablierter Menschenrechtsabkommen das Recht von Frauen auf eine gesunde und geschützte Mutterschaft und formuliert sieben einzuhaltende Rechte für Entbindende:

1.
Die Freiheit von Misshandlung,
2.
informierte Zustimmung zu
medizinischen Leistungen,
3.
Vertraulichkeit und Privatsphäre,
4.
Würde und Respekt,
5.
Gleichbehandlung,
6.
das Recht, zeitnah und in
höchstmöglicher Qualität ver-
sorgt zu werden sowie
7.
selbstbestimmt eine medizi-
nische Einrichtung aufzusuchen
oder zu verlassen.

Damit ist eine essentielle Leitlinie entstanden für die praktische und politische Arbeit von medizinischen Akteuren, Verbänden und Organisationen, die sich das Senken der Müttersterblichkeit zum Ziel gesetzt



Eugenia Itme ist eine „Hüterin des Lebens“ in Peru. Jede Woche fährt sie zwei bis drei Stunden mit dem Fahrrad zur nächsten Gesundheitsstation. Dort sorgt sie dafür, dass schwangere Frauen und junge Mütter anständig behandelt werden. Sehr häufig sind die ländlichen Stationen unterbesetzt oder die medizinischen Fachkräfte verstehen die indigene Sprache der umliegenden Gemeinden nicht. Viele Frauen müssen für Behandlungen bezahlen, die eigentlich kostenlos sein müssten.

haben. Die Weltgesundheitsorganisation ist eine der prominentesten dieser Koalition, die jetzt engagiert für die Umsetzung der Charta kämpft. Auch CARE zählt dazu.

In 51 Ländern arbeitet CARE ganz praktisch für eine bessere Mutter-Kind-Gesundheit durch den Ausbau von Geburtskliniken und die Aus- und Weiterbildung von medizinischem Personal. Dabei werden vor allem die Rechte von Schwangeren und Entbindenden gestärkt. In der weit abgelegenen Andenregion von Ayacucho, Peru, war die Müttersterblichkeit beispielsweise eine der höchsten im Land. Die hier lebenden indigenen Frauen der Quechua fühlten sich von den vorwiegend spanisch sprechenden Ärzten und Hebammen in Entbindungseinrichtungen nicht respektiert und entbinden unter großen Gefahren lieber zu Hause. CARE begann in Quechua-Gemeinden mit der Ausbildung ehrenamtlicher Geburtsbegleiterinnen. Diese „Vigilantes de la Vida“, zu Deutsch „Hüterinnen des Lebens“, begleiten schwangere Frauen seitdem bei ihren Arztbesuchen und bei der Entbindung im Krankenhaus. Als Vertrauenspersonen übernehmen sie hier eine Kontrollfunktion. Die Geburtsbegleiterinnen sorgen dafür, dass die Bedürfnisse und Rechte der Schwangeren respektiert und eingehalten werden. Dazu gehört zum Beispiel, gemäß der Quechua-Tradition im Stehen entbinden zu dürfen. Missachtungen berichten sie an die Klinikleitungen und Behörden. „Zuerst waren die Mitarbeiter in den Geburtsstationen nicht begeistert über unsere Anwesenheit“, erzählt Inkasisa aus Ayaviri, selbst eine



Hüterin des Lebens. „Sie fühlten sich kontrolliert und hatten damit ja auch Recht.

Mehr und mehr verstanden sie jedoch, dass wir auch für sie und ihre Arbeit eine Hilfe sind. Wir übersetzen, schlagen Brücken des gegenseitigen Verstehens und können bei der Geburt viel bewegen.“ Die Müttersterblichkeit in Ayacucho ist innerhalb kürzester Zeit um rund 50 Prozent gesunken.

Dieser Ansatz zeigt auch in anderen Weltregionen Erfolge, etwa in Sierra Leone. Hier lösten die von CARE auf Dorfebene geschulten Geburtsbegleiterinnen für Schwangere ideenreich auch das Transportproblem: Im abgelegenen Norden des Landes gründeten sie eine Hängematten-Ambulanz, die unter ihrer Aufsicht Entbindende aus Bergdörfern behutsam die steilen Hänge hinab bis zur nächsten Klinik bringt.

In Malawi, Indien und Tansania hat CARE als Instrument der Kontrolle in seinen Projektregionen eine sogenannte „Community Score Card“ eingeführt. Die Karte ermöglicht Entbindenden, ihren Klinikaufenthalt anhand verschiedener Kriterien anonym zu bewerten und auf Missstände aufmerksam zu machen. Gemeinden, Klinikpersonal und Gesundheitsbehörden wurden in die Einführung dieses Feedbackmechanismus' miteinbezogen und sind bei den regelmäßigen Auswertungen der „Score Card“ dabei. In der Region Ntcheu in Malawi haben beispielsweise über 70 Prozent der schwangeren Frauen Zugang zu medizinischen Einrichtungen, nutzten diese jedoch kaum. Auswertungen der „Score Card“ zeigten 13 Missstände auf, die Schwangere fernhielten. Ein Beispiel: Entbindende wurden gezwungen, nach der Geburt den Kreißaal selbst zu putzen, auch wenn sie körperlich dazu nicht in der Lage waren. Gemeinsam fanden die Gemeinden, Kliniken und Gesundheitsbehörden Lösungen und investierten etwa in Reinigungspersonal. Das Vertrauen in medizinische Einrichtungen ist durch diesen Prozess wieder gestiegen, mehr Frauen entbinden mit medizinischer Begleitung und die Müttersterblichkeit in der Region ist deutlich gesunken.

Gewalt, Grenz- und Rechtsverletzungen bei der Geburt mögen in Deutschland subtiler verlaufen als in Malawi oder Peru. Doch sie finden auch statt. Langsam bekommt das Thema auch bei uns mehr Relevanz. Vor vier Jahren nutzten deutsche Mütter erstmals den inzwischen gegründeten globalen Aktionstag gegen Gewalt in der Geburtshilfe, den „Roses Revolution Day“ am 25. November, um Rosen und Geburtsberichte vor Kreißsaaltüren zu legen, in denen ihnen Gewalt oder Unrecht widerfuhr. Jahr für Jahr werden es mehr Teilnehmerinnen. Jahr für Jahr gewinnt die Aktion an Aufmerksamkeit. „In Deutschland sind wir Hebammen diejenigen, die das Vertrauen der Schwangeren genießen“, sagt Ute Wronn. „Ein Vertrauen, das auch die Verantwortung birgt, die von uns Begleiteten im Moment ihrer Wehen und Kontrolllosigkeit vor Unrecht oder Missachtung ihrer Bedürfnisse zu schützen. Dafür brauchen Hebammen eine gute Ausbildung und ein Gesundheitssystem, das die Gebärende und ihre Bedürfnisse in den Fokus stellt. Zum Glück rückt das auch durch die Arbeit weltweiter Hebammenverbände mehr und mehr in den Blick der Forschung, der praktischen Arbeit und der Ausbildung.“ ●

Eine „Hängematten-Ambulanz“ in Sierra Leone. Damit können schwangere Frauen zur nächsten Gesundheitsstation gelangen, um behandelt zu werden und ihre Kinder zur Welt zu bringen.



Im ländlichen Sierra Leone in Westafrika laufen Frauen stundenlang zur nächsten Gesundheitsstation. Das ist vor allem in der Schwangerschaft problematisch.

Die Müttersterblichkeit in Sierra Leone liegt bei 1,4 Prozent; im Jahr 2015 starben rund 3.100 Frauen bei der Geburt ihres Kindes. Zum Vergleich: In Deutschland liegt die Rate bei 0,006 Prozent.





Datenschutz Datenschutzbeauftragter Datenschutzerklärung Datenschutzgesetz

Der beste Weg dafür ist eine Banküberweisung, denn so erhält man als Gegenleistung auch eine Spendenquittung, mit der man seine Spende steuerlich geltend machen kann. Diese Bescheinigung bekommt man natürlich nur, wenn man der Organisation auch seine Adresse mitgeteilt hat. In der Zukunft genügt dafür in manchen Fällen sogar eine Emailadresse, dann kommt die Bescheinigung elektronisch. Aber selbst dafür muss man neben dem eigenen Namen auch seine Postadresse mitteilen, damit das Finanzamt später feststellen kann, dass auch der richtige Spender den Steuervorteil erhält.

So weit so gut – aber was passiert dann eigentlich mit meiner Adresse und welche weiteren Daten hat die Hilfsorganisation dann sonst noch von mir? Was macht sie mit diesen Daten? Ist das nicht eigentlich viel zu persönlich, diese Informationen zu teilen und aus der Hand zu geben oder vielleicht auch gefährlich? Wer schützt mich da vor Missbrauch?

Wenn man keine Spendenquittung benötigt, kann man natürlich auch ohne diese Angaben spenden, dann hilft das Geld ebenso wirksam. Ab einer gewissen Spen-

Und wofür brauchen Sie meine Adresse?

Von STEFAN EWERS

Eine häufige Frage, wenn man eine Spende leistet.

Die Antwort gibt Stefan Ewers, Vorstandsmitglied bei CARE.

Sich für Hilfsbedürftige zu engagieren ist ein Akt der Menschlichkeit. Oft geht dies am einfachsten mit Geldspenden an eine gemeinnützige Organisation. Aber wie übergebe ich mein Geld so, dass es auch wirklich ankommt und ich selbst nicht zu viele Daten von mir herausgeben muss?

denhöhe wüsste CARE aber selbst ganz gerne, von wem die Spende kommt. Wir möchten beispielsweise ausschließen können, dass wir Geld von Firmen bekommen, die sich umweltschädlich verhalten oder die ihr Geld mit Rüstungsgütern oder in der Sexindustrie verdienen. Gerade bei Firmen wird dies in der Regel von uns überprüft. Ansonsten wird die Adresse zusammen mit dem Spendernamen gespeichert, wenn die Person dem nicht widerspricht. Zugang zu diesen Daten hat nur ein sehr eingeschränkter Kreis von Mitarbeitern bei CARE. Diese haben alle eine datenschutzrechtliche Verschwiegenheitserklärung unterschrieben und können auf die Datenbank nur mit einem besonderen Passwort zugreifen.

Aber natürlich möchten wir diese Adressen auch gerne nutzen, um nach der Spende darüber zu berichten, was CARE vor Ort erreicht hat und was wir für die Zukunft planen. So können wir neben Projektinformationen zu bestimmten Hilfsaktionen auch unseren Jahresbericht versenden, in dem wir nicht nur die CARE-Arbeit vor Ort, sondern auch unsere Finanzen transparent darstel-

len. Und selbstverständlich möchten wir diesen Spendern dann auch weitere Bereiche zeigen, in denen CARE noch Unterstützung und Spenden benötigt, um auch künftig wirksame Hilfe leisten zu können. Wer das nicht möchte, kann uns das mit einem einfachen Brief oder auch nur mit einem Anruf mitteilen und sofort bekommt er nur noch die gewünschten Informationen – oder auch gar keine mehr.

Es gibt aber auch Spender, die sich über einen gelegentlichen Anruf freuen oder laufend Informationen per E-Mail erhalten möchten. Auch damit können wir dienen und auch diese Daten werden ebenso sicher wie Name und Adresse gespeichert und nur von besonders autorisierten Mitarbeitern genutzt. Wir achten darauf, dass der Kreis der Personen, die Zugang zu diesen Daten haben, möglichst klein gehalten wird. Den sicheren Umgang von CARE mit allen personenbezogenen Daten überwacht bei uns übrigens auch ein sogenannter „externer Datenschutzbeauftragter“, der CARE gegenüber nicht weisungsgebunden, sondern in seiner Beurteilung vollkommen frei und nur den Datenschutzgesetzen verpflichtet ist. Diese Regelungen gelten für jeden, der personenbezogene Daten verarbeitet oder speichert und sie schützen wirksam die Persönlichkeitsrechte aller Spender. Die Arbeit des Datenschutzbeauftragten stellt sicher, dass bei CARE alle rechtlichen Datenschutzbestimmungen eingehalten werden und unsere Abläufe entsprechend funktionieren. Unterstützt wird er von einem unserer eigenen Mitarbeiter, der als Datenschutzkoordinator fungiert, im Haus für Anfragen zur Verfügung steht und hinsicht-

lich der Umsetzung von Datenschutzregeln geschult ist.

Ein kostengünstiger und effizienter Weg Hilfe zu leisten ist die SEPA-Lastschrift bei regelmäßigen Spenden. Die Verwaltungskosten für diese Form der Unterstützung sind besonders gering. Dazu teilt der Spender CARE seine Bankverbindung mit, die ebenso sicher verwahrt wird wie die übrigen Spenderdaten. Für die Speicherung solcher personenbezogener Daten sind die gesetzlichen Vorschriften besonders streng und hier überwacht der Datenschutzbeauftragte ebenfalls, dass CARE diese Vorgaben auch einhält.

Natürlich versenden wir nicht alle Spenderbriefe selbst, sondern wir arbeiten dabei auch mit externen Dienstleistern zusammen. Aber selbst diese Kooperationen und die zu Grunde liegenden Verträge müssen bereits vor Beginn einer Zusammenarbeit von unserem externen Datenschutzbeauftragten geprüft und gebilligt werden. Darüber hinaus muss die zur Verfügung gestellte Datenmenge sich streng an der Aufgabenstellung orientieren. Es dürfen also nur solche Daten verarbeitet werden, die für das Erreichen des Zwecks unabdingbar sind. Die Datenverarbeitung ist auf die Phasen zu beschränken, die für das Erreichen des Zwecks notwendig sind, sprich: Nachdem beispielsweise ein Spenderbrief produziert und verschickt worden ist, darf ein externer Dienstleister die Adressdaten nicht mehr nutzen. Und selbstverständlich vereinbaren wir auch mit diesen Dienstleistern eine besondere Datenschutzvereinbarung.

Es gibt aber andersrum auch eine Pflicht zur Datenspeicherung:

In unserer Datenbank müssen wir beispielsweise bestimmte Angaben für das Finanzamt speichern, ob wir wollen oder nicht, zumindest wenn wir zuvor Spendenquittungen ausgestellt haben. Dazu gibt es genau festgelegte gesetzliche Regeln für gemeinnützige Organisationen. So gibt es eine „Aufbewahrungsfrist“ für das Abspeichern von Spendernamen und auch der Spendenhöhe. Dies soll helfen, um im Zweifelsfall Steuerhinterziehung mit falschen Spendenbescheinigungen aufdecken zu können. Für Schäden, die dadurch entstehen, haftet die Hilfsorganisation gegenüber dem Finanzamt, wenn sie die korrekte Verbuchung der Spenden und die korrekte Speicherung der Daten nicht belegen kann. Das möchten wir selbstverständlich gerne vermeiden. Viel lieber geben wir das uns anvertraute Geld für Hilfsprojekte aus als an das Finanzamt.

Ich sollte als Spender selbst in der Hand haben, welche persönlichen Daten ich weitergebe. Dann weiß ich auch welche Daten die Hilfsorganisation hat und kann auch die Löschung verlangen, wenn ich das möchte. Aber kann CARE meine Daten auch aus anderen Quellen bekommen, ohne dass ich überhaupt davon weiß?

Jede Verwendung personenbezogener Daten ist ein Eingriff in das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung. Eine Verwendung ist daher nur zulässig, wenn der Gesetzgeber oder der Betroffene sie hinsichtlich Umfang und Zweck gebilligt haben. Der Gesetzgeber billigt das, um zum Beispiel die Richtigkeit von Spendenquittungen überprüfen zu können. Soll eine Einwilligung des Spenders selbst die Datenverarbei-

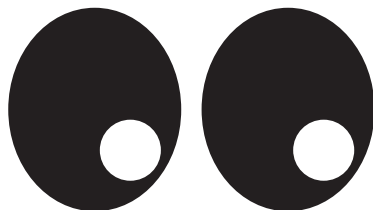
tung erlauben, muss sie informiert und freiwillig erfolgen. Eine Person kann nur überprüfen, ob die Datenverarbeitung rechtmäßig ist, und ihre Rechte wahrnehmen, wenn diese Datenverarbeitung für sie transparent ist. Ohne Transparenz wäre jeder Spender faktisch rechtlos. Daher dürfen wir diese Daten grundsätzlich nur von der Person selbst aufnehmen. Sie ist vor der Erhebung zu unterrichten und hat gegenüber jeder Hilfsorganisation auch Auskunftsrechte.

Es ist ja in Ordnung wenn CARE meine Daten nutzt, um mich über Projekte zu informieren, aber wer sagt mir denn, dass diese Daten nicht an Dritte weitergegeben oder sogar verkauft werden?

CARE unterwirft sich selbst auch über die Beachtung der gesetzlichen Vorschriften hinaus weiteren strengen Regeln zum Schutz der Spenderdaten. So sind wir Mitglied im Deutschen Spendenrat e.V. und haben uns verpflichtet, dessen Grundsätze zu beachten. Dadurch sind wir gleichermaßen dem Gemeinwohl wie auch dem Spender verpflichtet. So sind in diesen Grundsätzen auch der Verkauf, die Vermietung und der Tausch von Spenderadressen ausdrücklich ausgeschlossen. Und der Vorstand von CARE muss jährlich eine Erklärung zu diesen Grundsätzen des Deutschen Spendenrates abgeben. Bei einem schwerwiegenden Verstoß gegen diese Grundsätze würde CARE fristlos aus dem Deutschen Spendenrat ausgeschlossen werden.

CARE ist als Hilfsorganisation auf private Spenden angewiesen. Hierzu schreiben wir in regelmäßigen Abständen unsere Spender an, stellen unsere Projekte vor und bitten um

Unterstützung. Um neue Spender zu gewinnen, versenden wir auch sogenannte Fremddatenmailings. Hierbei mietet CARE „fremde“ Adressen bei sogenannten Listbrokern an. Die Adressen stehen dann zur einmaligen Nutzung für einen Spendenaufruf zur Verfügung. Der Listbroker liefert die fremden Adressen an einen neutralen Dienstleister, der die Listen dann für CARE verarbeitet. Wir selbst kommen mit diesen Fremdadressen nicht in Berührung. Vor dem Versand erfolgt



noch ein Abgleich mit der Robinsonliste. Wer sich auf dieser Liste hat registrieren lassen, möchte keine kommerzielle Werbung bekommen. Zusätzlich wird auch sichergestellt, dass in der Fremddatenliste keine Personen sind, die gegenüber CARE schon einmal erklärt haben, keine Werbepost erhalten zu wollen. Nur solche Adressaten, die dann nach dem Anschreiben auch an uns spenden, gelangen schließlich in unsere Datenbank und dürfen von CARE weiter kontaktiert werden. Alle übrigen Adressen bleiben uns unbekannt.

Welches Interesse hat CARE denn daran, alle diese Regeln und Selbstverpflichtungen einzuhalten?

Wir veröffentlichen für unsere Mitgliederversammlung jedes Jahr einen Risikobericht, in dem wir Rechenschaft über alle Arten von Risiken ablegen, die unsere Arbeit und unseren Erfolg bedrohen können. Und wir berichten über Maßnahmen, mit denen wir diesen Risiken wirksam begegnen wollen. Reputations- oder Vertrauensverlust gehören regelmäßig zu den für uns größten potentiellen Risiken. Auf das Vertrauen der Spenderinnen und Spender sind wir in ganz besonderem Maße angewiesen, denn eine Spende ist ein freiwilliger Akt und man unterstützt nur eine Organisation, der man vertraut. Daher legen wir großen Wert auf eine faire und wertschätzende Behandlung der Menschen, die CARE mit Geld unterstützen. Ein einziger unzufriedener oder falsch behandelter Spender ist schon einer zu viel. Daher verwenden wir eine besondere Sorgfalt auf den Schutz und den Umgang mit den privaten Daten aller Spenderinnen und Spender. Und wer sich erstmal unverbindlich über die Arbeit von CARE informieren möchte, der kann das am einfachsten über den Besuch unserer Homepage machen. Hier wird von CARE nur kurzfristig die IP-Adresse zur anonymisierten Auswertung gespeichert und dann gelöscht. ●

Wasser ist

...

Foto: Frederic Courbet (Panos)



Von NINJA TAPROGGE

...

Geld wert

In vielen Kulturen ist Wasserholen Frauensache. Auch in Dadaab, dem größten Flüchtlingscamp der Welt in Kenia, wird diese Aufgabe von den überwiegend somalischen Frauen übernommen, die hier leben. Bald soll Dadaab geschlossen werden. Wo Flüchtlinge in Zukunft wohnen werden ist unsicher, doch in der Zwischenzeit geht das Leben weiter.

Es ist 5 Uhr morgens in Dadaab, dem größten Flüchtlingscamp der Welt in Kenia. Noch vor Sonnenaufgang beginnt für die 21-jährige Asho Abdi Noor ein neuer Tag.

Mitten in der Wüste, im Nordosten Kenias, liegt ein langer, dunkler Weg vor der Mutter eines zweijährigen Sohnes. Etwa sechs Kilometer ist ihr Zuhause, eine im-

provisierte Hütte, von ihrem Arbeitsplatz entfernt. Täglich läuft sie eineinhalb Stunden zu Fuß, um ihre Kunden zu erreichen. Asho verdient ihr Geld mit Wasser.

Jeden Tag füllt die zierliche junge Frau über 100 Liter Wasser in große Kanister. Sieben Familien zahlen ihr dafür etwa 13,50 Euro pro Monat. „Von meinem Gehalt kaufe ich Babynahrung wie etwa Milchpulver, mein Einkommen sichert das Überleben meines Sohnes“, erklärt die junge Somalierin.



„Sorghum, Mais und Bohnen erhalte ich einmal pro Monat vom Welternährungsprogramm. Meistens esse ich zweimal täglich, doch es gibt auch Tage, an denen ich hungrig ins Bett gehen muss.“

Im Jahr 2011 zwang eine Hungersnot am Horn von Afrika hunderttausende Menschen zur Flucht. Eine von ihnen war Asho. Eine extreme Dürre hatte die Felder ihrer Familie zerstört, der Verkauf von Getreide musste eingestellt werden, Vorräte waren schnell aufgebraucht, Vieh verendete. Zuletzt waren es Nachbarn, die vor den Augen der Familie starben. „Uns blieb keine andere Wahl, als unser Heimatland Somalia zu verlassen. Wir hatten alles verloren. Kenia war der Strohalm, an den wir uns klammerten“, erzählt Asho.

In Dadaab angekommen, erhielt die Familie von Hilfsorganisationen wie CARE ein Dach über dem Kopf, Zugang zu sauberem Wasser und Lebensmitteln. Damals standen noch Reis, Pasta und Fleisch auf dem Ernährungsplan. Das ist lange vorbei. Auf die erste Kürzung der Nahrungsmittelhilfe vor zwei Jahren folgte im Dezember 2016 eine Schreckensnachricht: 50 Prozent weniger Lebensmittel für mehr als 261.000 Flüchtlinge in Dadaab.

Doch Asho gibt nicht auf. Das hat sie noch nie getan. Seit Jahren schöpft und trägt sie Wasser, um für die Familie zu sorgen – wenn sie könnte, 365 Tage im Jahr. Aber einmal pro Monat muss die junge Frau eine Arbeitspause einlegen. Dann, wenn ihre Menstruation beginnt, bleibt ihr keine

andere Wahl, als zu Hause zu bleiben, nicht nur wegen der Schmerzen, unter denen sie die Last des Wasser kaum ertragen kann, sondern vor allem, weil Binden fehlen. „Wenn ich keine Binden habe, kann ich kein Wasser schöpfen“, sagt die junge Frau. „Meistens fällt mein Verdienst für zwei Tage weg, denn erst danach reicht meine mit Stoffen ausgelegte Hose aus, um die Blutungen aufzufangen.“

Es fehlt nicht nur Geld, auch Wasser wird knapp, wenn Asho nicht schöpfen kann. Niemand aus Ashos Familie kann ihre Arbeit übernehmen.



men. Denn Wasserschöpfen ist Frauensache. Traditionell ernähren somalische Frauen ihre Familien und dazu gehört auch die Bereitstellung von Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen. Längst sind Wasserstellen in Dadaab deshalb zu mehr als einer Versorgungsquelle geworden. Dort haben Frauen Zeit für sich, sie tauschen sich etwa über Kindererziehung oder den Haushalt aus. Gemeinsames Warten schweißt zusammen, auch wenn es manchmal Probleme gibt. „Die Frauen in der Gemeinde haben alle ihren eigenen Charakter. Oft drängeln sich die, die als letztes zur Wasserstelle

kamen, ganz nach vorn, um schneller Wasser schöpfen zu können. Doch das lassen wir natürlich nicht zu“, erzählt Asho mit einem energischen Lächeln auf ihren Lippen.

Asho ist eine starke Frau, obwohl sie nie zur Schule gehen konnte. Schon immer musste sie im Haushalt ihrer Familie helfen. Mit 18 Jahren war es dann soweit: Sie wurde verheiratet, an einen 45 Jahre älteren Mann. Mit ihm bekam sie einen Sohn. Kurz nach der Geburt starb ihr Ehemann, nun lebt Asho allein mit ihrem Kind in einer selbstgebaute Hütte aus Stöcken, Zeltplanen und anderen Materialien, die sie mitten in der Wüste finden konnte. „Mein Mann war 65 Jahre alt, als er starb. Er war sehr krank. Ich habe schon immer allein für die Familie gesorgt“, sagt die 21-Jährige. „Es hat sich also wenig verändert. Jetzt sind es meine Brüder, die mich und mein Baby beschützen.“

Stundenlang wartet Asho jeden Morgen geduldig an einem der von CARE und der Europäischen Union installierten Wasserhähne in Ifo, dem drittgrößten der fünf Camps von Dadaab. Ungefähr 20 Minuten braucht sie, um eine Ladung Wasser an ihre Kunden zu liefern. Insgesamt arbeitet sie für sieben verschiedene Familien. Eine davon ist die Familie von Janay. Die Mutter von zwei Söhnen ist zu schwach, um ihren Mann und ihre Kinder mit Wasser zu versorgen. Seitdem die Familie vor sechs Jahren aus dem somalischen Bürgerkrieg nach Dadaab kam, leiden die beiden Söhne unter einer schwerwiegenden psychischen Krankheit und müssen rund um die Uhr von

ihrer Mutter gepflegt werden. „Ich bin sehr froh, dass ich Janays Familie unterstützen kann“, erzählt Asho. „Die Wertschätzung von Janay gibt mir jeden Tag die Kraft, weiterzumachen.“

Trotzdem hinterlässt die tägliche Schlepperei Spuren bei Asho. Seit Jahren leidet sie unter starken Rückenschmerzen, für eine Behandlung fehlt ihr das Geld. „Nur wenn ich die Schmerzen nicht mehr aushalte, suche ich eine der Gesundheitsstationen im Camp auf. Das kommt aber selten vor“, betont die junge Wasserträgerin. „Ich kann es mir einfach nicht leisten, mich behandeln zu lassen.“ Auch ihren Sohn sieht Asho nur wenige Stunden am Tag. Während sie arbeitet, passen Nachbarn auf ihr Baby auf. Nach der Arbeit, wenn sie völlig erschöpft nach Hause kommt, geht sie ihren Haushaltspflichten nach: Essen zubereiten, putzen, sich um ihren kleinen Sohn kümmern.

Rund 6,6 Millionen Menschen weltweit haben keinen Zugang zu sicherem und sauberem Wasser.

Das soll sich bis 2030 mit Hilfe der Nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen ändern. Das ambitionierte Ziel: Sauberes Wasser und sichere sanitäre Anlagen für alle. In Dadaab setzt CARE gemeinsam mit der Europäischen Union alles daran, dieses Ziel zu erreichen. „Trotz der drohenden Schließung des Flüchtlingscamps, das laut der kenianischen Regierung bis Ende Mai 2017 geräumt werden soll, müssen bereits bestehende Wassersysteme erhalten bleiben, solange Menschen im Camp leben“, erklärt Rod Volway, Leiter des CARE-Flüchtlingsprogramms in Dadaab. „Wichtig ist zudem, weiterhin in die Ausbildung der Flüchtlinge zu investieren, damit sie ihr hier gelerntes Wissen über Wasserqualität und sanitäre Anlagen mit an ihre neuen Wohnorte nehmen können.“

Auch Asho trägt durch die Versorgung der Familien im Camp ihren Teil dazu bei, die Nachhaltigen Entwicklungsziele zu erreichen, wenn auch nur im Kleinen. Trotzdem ist es ihr Wunsch, dass Wasser für sie eines Tages kein Verdienst, sondern nur noch ein Gebrauchsgegenstand sein kann. „Ich hatte nie die Chance, zur

Schule zu gehen. Aber das ist mein größter Traum“, erzählt die zierliche junge Frau. „Wenn ich genügend Geld hätte, würde ich eine Geschäftsfrau werden. Ich würde meinen Rücken behandeln lassen, würde meinen Sohn zur Schule schicken und in meiner Freizeit genug Zeit haben, um mit ihm zu spielen.“ Bis dahin liegt noch ein langer, schwieriger Weg vor ihr. Aber Asho gibt die Hoffnung nicht auf, eines Tages im Morgengrauen endlich dort angekommen zu sein, wo sie schon immer hin wollte. ●



Janay ist Asho für ihre Wasserlieferungen dankbar, denn sie steckt ihre ganze Kraft in die Pflege ihrer Söhne. Seit der Rückkehr der beiden jungen Männer aus dem somalischen Bürgerkrieg vor sechs Jahren sind beide psychisch erkrankt.

Von THOMAS KNOLL
Fotos: JENS MENNICKE

Wie fühlt sich das an, im Teenager-Trubel in einem fremden Land? Ein Gespräch über interkulturelle Missverständnisse und peinliche Situationen mit geflohenen Jugendlichen, die heute im nordrheinwestfälischen Grefrath zu Hause sind.

„DIE MENSCHEN SIND WIE DAS WETTER“



Wie viele andere Schulen im gesamten Bundesgebiet hat auch die Liebfrauenschule in den letzten beiden Jahren eine ganze Reihe Jugendlicher aufgenommen, die neu in Deutschland sind. Sie flohen vor der Armut und Perspektivlosigkeit, sehr oft auch vor Krieg und Zerstörung in ihren Heimatländern: aus Syrien, Afghanistan und dem Irak, aus Guinea oder Eritrea. Um das Ankommen in Deutschland zu erleichtern und gegenseitiges Verständnis unter den Jugendlichen zu fördern, rief CARE Anfang 2016 das Integrationsprojekt KIWI ins Leben. Herzstück des Projektes ist ein Handbuch mit rund 150 Übungen und Workshops zu Themen wie Geschlechterrollen, Respekt und Toleranz, aber auch zur beruflichen Orientierung und zur Stärkung der Teilhabemöglichkeiten der Jugendlichen. Gemeinsam mit Lehrkräften hilft CARE, den Jugendlichen die Integration insbesondere im schulischen Umfeld zu erleichtern. Deshalb richtet sich das Projekt nicht ausschließlich an Jugendliche mit Fluchtgeschichte, auch hiesige Schülerinnen und Schüler können an den Workshops teilnehmen. Auf diese Weise schafft KIWI an den teilnehmenden Schulen Raum für Begegnung.

Wir, das KIWI-Team von CARE, sind heute schon zum vierten Mal an der Liebfrauenschule zu Gast. Hier gibt es zwei so genannte internationale Klassen, in der vor allem Jugendliche mit Fluchterfahrung versammelt sind. Fast alle sind Jungen, gerade mal zwei Mädchen finden sich unter den rund 50 Schülern der beiden Klassen. Horea ist eine davon. Sie kommt aus Afghanistan, ist 17 Jahre alt und arbeitet in ihrer

Horea (links), 17 Jahre
Sajjad (unten), 16 Jahre

Heimat schon zwei Jahre als Übersetzerin. Dass die Mädchen in der deutlichen Minderheit sind, ist kein Einzelfall. Von den rund 300.000 bis 400.000 schulpflichtigen Kindern und Jugendlichen, die in den vergangenen zwei Jahren nach Deutschland kamen, sind rund 80 Prozent Jungs. Wie Horea kommen auch Mahdi, Kassim (beide 17) und Sajjad aus Afghanistan. Unsere Runde komplettiert Boubacar aus Guinea, wie Sajjad ist er erst 16 und wohnt wie die meisten Jungen im benachbarten Antoniushaus, einem kleinen Internat.



Bei unserem letzten Besuch sprachen wir viel über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Jungen und Mädchen. Zunächst sammelten wir alle Begriffe, die wir mit Jungen beziehungsweise Mädchen in Verbindung bringen. Alles war erlaubt, von äußeren Merkmalen über Interessen bis zu „typischen“ Verhaltensweisen von Jungen und Mädchen. Anschließend vertauschten wir die Überschriften und diskutierten mit den Jugendlichen, ob die Zuordnung immer noch stimmt. Alleine schon an der regen Beteiligung war zu erkennen, wie sehr das Thema die Jugendlichen offenbar beschäftigt. Die eigentliche Überraschung war, dass sich die Klasse relativ schnell darauf einigte, dass es eigentlich abgesehen von äußeren Merkmalen kaum nennenswerte Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt. Lediglich beim Thema Polygamie kam es zu längeren Diskussionen. Ein Schüler erklärte, dass der Koran Männern, die mehrere Frauen haben möchten, dafür strenge Bedingungen auferlegt. So müsse etwa gewährleistet sein, für alle Ehefrauen und die gemeinsamen Kinder in gleicher Weise Sorge zu tragen. Die Mehrheit der männlichen Jugendlichen vertrat daraufhin ganz pragmatisch die Auffassung, dass dieser Anspruch sowieso nur sehr schwer zu erfüllen sei.

Heute geht es um die ersten eigenen zwischenmenschlichen Erfahrungen, und wir erleben im Gespräch mit den Jugendlichen so manche Überraschung. Schwierig sei es, hier neue Freunde zu finden, sehr schwierig sogar, erzählt Mahdi, aber inzwischen sei es ihm doch gelungen. Sajjad wiederum hatte in Moritz sehr schnell einen echten Freund gefun-

den, doch nun ist Moritz für sechs Monate in den USA. Sie schreiben sich aber regelmäßig, und Sajjad freut sich schon auf Moritz' Rückkehr. Sajjad ist auch der einzige der Jungen, der schon ein wenig Erfahrung mit einem deutschen Mädchen gesammelt hat. Es begann eigentlich sehr vielversprechend und er besuchte sie auch schon zu Hause, auch ihre Eltern waren nett und aufgeschlossen. Mit der Zeit aber stellte sich heraus, dass sie „auch mit anderen befreundet“ sein wolle, und das würde nicht funktionieren, erzählt Sajjad.

Nun ist er derselben Meinung wie die anderen Jungen: Mädchen sind frühestens in zwei Jahren ein Thema. „Wir müssen erst mal die Kultur kennenlernen“, meint Kassim, sonst kann das nicht funktionieren, und erntet dafür Zustimmung von allen anderen. Außerdem haben sie eigentlich keine Zeit für so etwas, erst einmal geht es um ganz andere Dinge – Deutsch lernen zum Beispiel. Dennoch ist Partnerschaft und Liebe natürlich ein Thema bei den Jugendlichen. Es sei schon seltsam, wenn andere Gleichaltrige auf dem Schulhof Hand in Hand spazieren oder sich sogar küssen, erzählen die Jugendlichen. „Wir haben uns daran gewöhnt“, sagt Boubacar, aber für sie alle käme das nicht in Frage. Im Rahmen einer KIWI-Fortbildung für Lehrkräfte diskutieren wir das Thema aus deren Sicht. Einige Lehrer bestätigen, was wir von den Jugendlichen erfahren haben: „Partnerschaft sparen sie sich für später auf“, so heißt es. Ein Berufsschullehrer berichtet hingegen, dass einige seiner Schüler ihn sogar um Rat fragen, sich Beziehungstipps von ihm versprechen oder wissen möch-



ten, wie sie am besten ein Mädchen ansprechen oder kennenlernen. Und eine Schulleiterin ergänzt: „Was man manchmal vergisst ist, dass deutsche Mädchen sich häufig sehr für ihre neuen Mitschüler interessieren.“

Beim Thema Homosexualität wird die Diskussion lebhafter. „Unser Gott verbietet das“, meint Horea, das einzige Mädchen in der Runde, und wirkt sehr entschlossen. Mahdi ist anderer Meinung. Er findet es gut, dass Deutschland ein so tolerantes Land ist und man auch eine andere sexuelle Orientierung haben darf. In Afghanistan sei das ganz anders gewesen. Steffen Groth, ein deutscher Schau-

spieler, schaltet sich in die Diskussion ein. Er begleitet uns heute, um einige Rollenspiele mit den Jugendlichen anzuleiten. Steffen engagiert sich schon seit Jahren für CARE und hat zum Beispiel mit männlichen Jugendlichen im Kosovo Theaterworkshops durchgeführt. Er erzählt, dass auch in Deutschland die Meinungen der Menschen zu Homosexualität durchaus weit auseinandergehen. Viele sind grundsätzlich tolerant, sagt er, aber sobald es das eigene Umfeld, den eigenen Freundeskreis betrifft, wird es für viele Menschen schwierig. Und auch die Jungen in unserer Runde sehen das ganz ähnlich. Sie haben ein sehr feines Gespür dafür, was gesellschaftlich akzeptiert ist, und verstehen auch die Werte, die dem zugrunde liegen. Das heißt aber nicht, dass sie für sich selbst nicht ganz andere Schlüsse ziehen. Alle unsere heutigen Gesprächspartner schätzen Deutschland sehr für seine Toleranz und für seine Gesetze, die Vielfalt und Pluralität ermöglichen. All dies ermöglicht es ihnen auch, in Deutschland als gläubige und praktizierende Muslime zu leben, und daran möchten sie festhalten.

Zunächst einmal geht es so wieso viel mehr darum, das Verhalten der Menschen in Deutschland richtig zu deuten. „Am Anfang haben viele gelacht, wenn man Fehler gemacht hat“, berichtet Boubacar. Er findet das nicht richtig, und inzwischen würden die deutschen Jugendlichen in seinem Umfeld auch mehr darauf achten. Und, so meint er, „die Menschen schauen sich nicht oft in die Augen“. Das sei doch aber wichtig, man spreche ja schließlich auch mit den Augen.

Horea erzählt, dass die Menschen in Deutschland sich häufig

Kassim (links), 17 Jahre
Boubacar (rechts), 16 Jahre

widersprüchlich verhalten. Am einen Tag ist man noch eng befreundet und spricht lange miteinander, und schon am nächsten Tag heißt es plötzlich: „Ich habe keine Zeit, ich muss weiter.“ Anfangs dachte die junge Afghanin, sie habe etwas falsch gemacht, bis sie lernte, dass die Menschen in Deutschland häufig in Eile sind. Sie findet das merkwürdig: „Ich bin immer für meine Freundinnen da, egal wann, und egal, wie lange es dauert.“ Aber in Deutschland ist es anders: „Die Menschen sind wie das Wetter: jeden Tag anders.“

Horea hatte das Glück, schon in Afghanistan zur Schule gehen zu können. An vielen deutschen Schulen, die am Projekt KIWI teilnehmen, begegnen wir Jugendlichen – vor allem Mädchen – die zuvor noch nie eine Schule von innen gesehen haben. Ein afghanisches Elternpaar berichtet, dass die Taliban ihnen mit dem Tod gedroht hatten, falls sie ihre Tochter zur Schule gehen ließen. Nun ist sie zwar in Deutschland und in Sicherheit, aber es erscheint unvorstellbar, dass es ihr mit 16 Jahren gelingt, ein ganzes Schülerinnenleben nachzuholen. Von einem anderen Schüler berichtet eine Lehrerin: Er ist 17 Jahre alt, als so genannter „unbegleiteter Minderjähriger“ alleine nach Deutschland gekommen und verfügt ebenfalls über keinerlei Schulbildung. Nun gibt

es Anzeichen, so die Lehrerin, dass er homosexuell sein könnte. Sie fürchtet, dass der junge Mann dadurch vielleicht noch mehr ausgegrenzt werden könnte. Und es gibt den Fall eines Mädchens, das sich schämt, sich in der Sammeldusche in der Gemeinschaftsunterkunft zu waschen. An der Schule fällt sie nun auf, und niemand möchte mit ihr spielen oder neben ihr sitzen. Viele Jugendliche leben immer noch in solchen Gemeinschaftsunterkünften, wo es nicht selten an Rückzugsmöglichkeiten mangelt, an Orten, an denen gespielt oder konzentriert gelernt werden kann, an sicherem Raum für Kindheit und Jugend. Der Ausnahmezustand ist für diese Mädchen und Jungen längst Alltag.

Im Antoniushaus in Grefrath ist das ganz anders, und wir sind beeindruckt davon, wie stark der Zusammenhalt der Jugendlichen untereinander ist, obwohl oder vielleicht auch gerade weil sie auch in der Freizeit so eng zusammenleben. Leider ist das nicht überall der Fall. Viele Lehrkräfte berichten von Konflikten in internationalen Klassen, wenn dort Jugendliche mit Fluchtgeschichte mit Gleichaltrigen zusammenkommen, die mit ihren Familien aus ganz anderen Gründen nach Deutschland gekommen sind. Nicht



selten finden sich in den internationalen Klassen Jugendliche aus Kriegs- und Krisenregionen wie Syrien, Irak und Afghanistan auf der einen Seite, aus afrikanischen Ländern wie Eritrea oder Guinea auf der anderen Seite sowie aus verschiedenen Ländern des Balkans. Hinzu kommen Jugendliche aus Italien, Mexiko oder China, die eine ganz andere schulische Sozialisation mitbringen. Sie wehren sich häufig dagegen, in der „Flüchtlingsklasse“ unterrichtet zu werden und möchten als „ganz normale“ Schülerinnen und Schüler behandelt werden. Ihnen ist es manchmal peinlich, für „Flüchtlinge“ gehalten zu werden. Normalität aber ist etwas, was gerade auch die geflohenen Jugendlichen dringend benötigen, um wieder Fuß zu fassen. Denn letztlich, so die Schlussfolgerung aus unseren Begegnungen, haben sie neben ihrer Fluchtgeschichte dieselben Themen und Sorgen, wie jeder andere Jugendliche in der Pubertät auch. ●

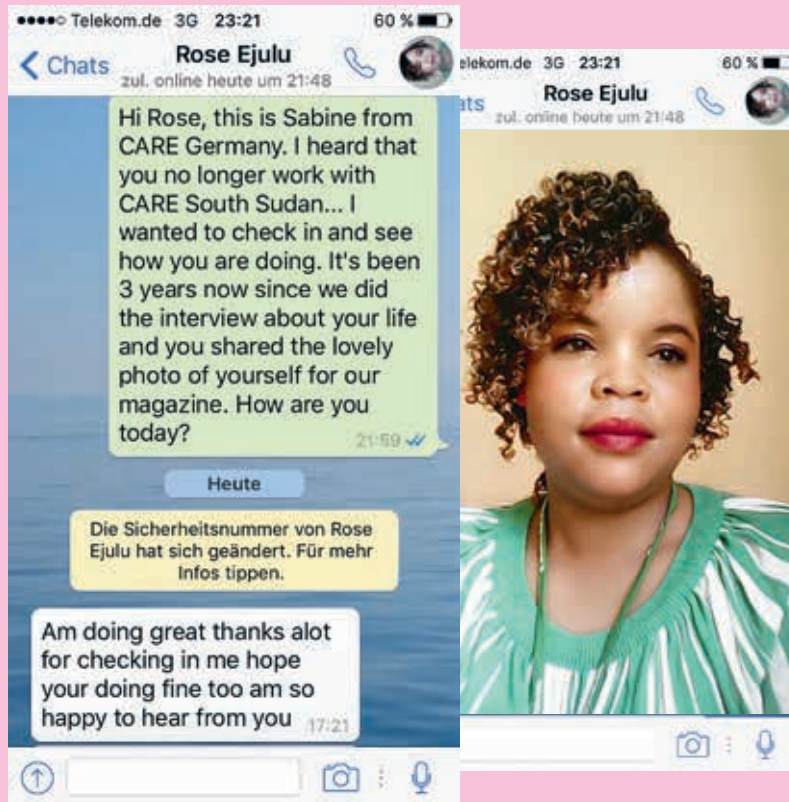


Foto: privat

WAS WURDE AUS ...

ROSE EJULU?

Von SABINE WILKE

„Ich möchte, dass Desire in einem friedlichen Land groß wird.“ Als wir 2013 mit Rose Ejulu sprachen, war ihre Heimat, der Südsudan, gerade erst zwei Jahre alt. 2011 hatte das Land die Unabhängigkeit vom Sudan erlangt. CARE affair #7 hatte den Titel „Jung“ und wir wollten deshalb wissen, wie es Menschen im jüngsten Land der Welt geht. Mit Rose sprachen wir damals via Skype, sie erzählte von ihrem Alltag, ihrer kleinen Tochter, ihren Wünschen für die Zukunft. Und heute?

Ich frage im Büro von CARE im Südsudan nach. Rose arbeitet inzwischen bei einer anderen Hilfsorganisation, aber ein Kollege hat eine Handynummer. Und die ist in Zeiten von WhatsApp ein schneller Weg über Kontinente und Zeitzonen hinweg. Ich schreibe Rose also an und frage, wie es ihr geht. „Zuletzt online am Donnerstag“, sagt mir ihr

Status. Und es bleibt erstmal bei einem Häkchen, grün. Nicht übertragen, nicht gelesen. Ich warte einige Tage, nichts passiert. Eine Woche später plötzlich die Nachricht: „Am doing great, thanks a lot!“ Ich frage nach, ob sie mir ein bisschen darüber erzählen kann, wie es ihr heute geht. Kurze Antwort: „OK, in my free time I will do that.“ Und einige Tage später dann eine sehr lange Nachricht: „Die Kraft in mir, das zu erreichen, was ich bisher geschafft habe, die verdanke ich CARE. Dass ich mein volles Potential als Frau ausschöpfen kann, auch wenn ich in einer Gesellschaft lebe, in der die Meinung und Ideen einer Frau wenig zählen. Ich bewege mich durch dieses chaotische Leben. Heute arbeitete ich als Projektmanagerin bei einer Hilfsorganisation namens Catholic Medical Mission Board. Ich leite ein Projekt zur Müttergesundheit und ein weiteres für mangelernährte Kinder. Ich sehe mich als Fürsprecherin für Mütter und Kinder hier, ich möchte ihre Stimmen unterstützen, ihnen helfen.“

Ich weiß heute, dass ich alles erreichen kann, was ich mir vornehme. Ich verfüge über das Wissen und die Fähigkeiten, mein Leben selbst zu bestimmen. Heute habe ich keine Angst mehr, für mich selbst einzustehen, meine Meinung zu sagen. Ich verfolge meinen Traum, und für den muss man eben kämpfen. Und seine Stimme erheben. Wenn ich meine Tochter sehe, sie ist heute vier Jahre alt, dann möchte ich, dass sie alle Möglichkeiten im Leben bekommt. Sie ist brillant. Was ich wirklich zu schätzen weiß an CARE, das ist die Chance und Förderung für Frauen in Führungspositionen. Das ist nicht selbstverständlich, dass Frauen auch Projektmanagerin werden können. Und diese Chance bekam ich. Ich bin wirklich stolz, ein gutes ‚Produkt‘ von CARE zu sein.“

Die Hoffnung auf eine friedliche Zukunft im Südsudan, die Rose 2013 aussprach, hat sich leider nicht erfüllt. Im Dezember desselben Jahres brach ein

Konflikt zwischen rivalisierenden politischen Gruppen aus, der bis heute anhält. Die Folgen sind dramatisch und verhindern jegliche Entwicklung: Fast zwei Millionen Menschen sind im eigenen Land vertrieben. Über eine Million floh in Nachbarländer. 2,4 Millionen Menschen leiden unter akutem Hunger, Vergewaltigungen werden systematisch als Kriegswaffe eingesetzt. Hilfsorganisationen wie CARE leisten Unterstützung, größtenteils mit lokalen Helfern wie Rose. Aber Hilfe ist im Südsudan lebensgefährlich: Bewaffnete Übergriffe und Verkehrsunfälle sind an der Tagesordnung. Menschen wie Rose sind Helden. Sie helfen, ohne ihre Menschlichkeit aufzugeben. Und deshalb sollten auch wir die Hoffnung und Unterstützung für die junge Nation Südsudan nicht aufgeben. ●

AUTOREN

*Ein Auszug derer, die einen Beitrag zu dieser
Ausgabe geleistet haben.*

Jenny Conrad

arbeitet für CARE in
Kambodscha. Den Artikel
„Bloody Business“ machte sie
noch schnell fertig, bevor für
sie ein neues Kapitel begann:
Die Geburt ihres ersten
Kindes.

Anja Engelke

studiert Medienwis-
senschaft und Französisch
in Bonn. Bei der Recherche
über Fehler in der Nothilfe
hat sie gelernt, dass sie ihre
Gummistiefel besser nicht
ins Büro anzieht.

Josh Estey

Josh Estey's Kinder
erzählen, ihr Papa sei „der
Fotograf für arme Men-
schen“. Josh fotografiert
überall in der Welt. Meistens
wartet er dabei. Auf einen
Zug, einen Bus, oder ein
Flugzeug. Wenn er dann
angekommen ist, macht er
Fotos. Seit 15 Jahren be-
sonders gerne für und mit
CARE.

Stefan Ewers

ist Vorstandsmitglied
bei CARE Deutschland-
Luxemburg e.V. In seinem
Freundeskreis hört er oft die
Frage, warum man so viel
Post von Hilfsorganisationen
bekommt. Er weist dann
gerne auf die Option des
E-Newsletters von CARE hin,
der kein Altpapier produ-
ziert: care.de/newsletter

Robin Hammond

ist Fotojournalist und
hat seine Karriere der lang-
fristigen Dokumentation von
Menschenrechts- und Ent-
wicklungsthemen gewidmet.
Für seine Geschichten wurde
er u.a mit dem „World Press
Photo Prize“, „RF Kennedy
Journalism Award“ und dem
„W.Eugene Smith Award“ für
humanistische Fotografie
ausgezeichnet.

Leah Bibi Hanraths

Kurmoo

arbeitet bei CARE im
Referat Ehrenamt und Schu-
len und studiert Vergleichen-
de Religionswissenschaft

und Politik und Gesellschaft
in Bonn. Am liebsten liest
sie auf der Toilette Bücher
über Frauenrechte und die
Emanzipation von Frauen.
Mit diesen Themen beschäf-
tigt sie sich besonders seit
ihrem Freiwilligendienst in
Südtindien.

Anica Heinlein

ist Advocacy-Refere-
ntin bei CARE. In ihren vier
Jahren in Palästina hätte sie
sich mehr Zurückhaltung
bei verschiedenen Themen
manchmal gewünscht. Es
gibt Grenzen dessen, was sie
ungefragt über die Verdaue-
ng von Kolleginnen und
Kollegen wissen wollte.

Christina Ihle

ist CARE-Referentin
für Marketing und Kommuni-
kation. Beim Recherchieren
zu ihrem Artikel überraschte
sie, wie gut es allen Betei-
ligten tut, Tabus zu brechen
und über Fehler und verletz-
te Intimität bei Entbindungen

Anika Auweiler

ist Musikerin und
kümmert sich bei CARE um
Events und Aktionen. Für
diese Ausgabe ist sie der
Frage auf der Grund gegän-
gen, ob und wie man aus den
Abfallprodukten unseres
Verdauungstraktes etwas
Wertvolles gewinnen kann.
Sich mit Schei** zu be-
schäftigen hat ihr dabei zum
ersten Mal im Leben Spaß
gemacht.

Daniel Al-Ayoubi

ist Referent für Medi-
en und Online-Kommunika-
tion bei CARE. Hat als Sohn
eines Urologen schon früher
am Mittagstisch immer die
tollsten Stories über Körper-
flüssigkeiten gehört.

Nicole Brune

studiert Politikwis-
senschaft und Soziologie in
Bonn und ist immer noch
fasziniert davon, dass die
Bachelor-Regelstudienzeit
genauso lang ist wie die Zeit,
die ein Mensch insgesamt auf
der Toilette verbringt.

zu sprechen – der erste Schritt, um Missstände zu verändern.

Lennart Kirchhoff
ist Bundesfreiwilliger bei CARE und fühlt sich immer wie Julius Cäsar, wenn er über sich selbst in der dritten Person schreibt.

Thomas Knoll
leitet bei CARE das Integrationsprojekt KIWI. Beim Thema dieser Ausgabe fühlte er sich an seine früheste Kindheit in seiner süddeutschen Heimat erinnert, als er nicht selten auf seinem kleinen blauen Plastiktöpfchen (auf Schwäbisch: „Häfele“) in Elefantendesign vor dem Fernseher hockte. Je nachdem wie das Ergebnis dieser „Sitzungen“ ausfiel war ihm der Applaus seiner Eltern sicher.

Beryl Magoko
lebt und studiert derzeit im Rheinland und arbeitet an ihrer Masterarbeit für den Studiengang Filmwissenschaften. Ihr Thema: Rekonstruktionsoperationen

für Frauen, die beschnitten wurden. Sie setzt sich weiterhin künstlerisch und persönlich für den Kampf gegen Genitalverstümmelung ein.

Jens Mennicke
ist Designer und Journalist, und seit der ersten Ausgabe der Art Director von CARE affair. Den Themen in CARE affair die richtige Tonalität zu geben – ohne stereotype Schubladen zu bedienen – ist seine Aufgabe. Mit der zweiten Ausgabe zum Thema „Wasser“ gewann er auch seinen ersten Designpreis – seitdem wurde er für seine grafischen Arbeiten mit über 30 Designpreisen ausgezeichnet. Jens lebt und arbeitet in Köln.

Johanna Mitscherlich
ist stellvertretende Pressesprecherin bei CARE und dachte als 13-Jährige, dass sie mal ein Buch voller peinlicher Geschichten, die ihr passiert sind, schreibt. Fast zwei Jahrzehnte später ist ihr fast nichts mehr peinlich. Stattdessen wünscht sie sich, dass Menschen weltweit sich weder für ihr

Geschlecht, ihre sexuelle Orientierung, ihren Körper, noch für ihre Herkunft oder ihre Träume und Wünsche schämen müssen.

Arndt Peltner
lebt seit 20 Jahren im kalifornischen Oakland. „Nachdem ich ein Manuskript über Genitalverstümmelung in Somalia an eine Redakteurin schickte, schrieb sie mir zurück, dass es für sie als Frau sehr schwer gewesen sei, das Skript zu lesen. Ich entgegnete, dass es für mich als Mann nicht einfacher war, den Erzählungen der Frauen zu folgen. Dieses Thema ist und darf kein reines Frauenproblem sein.“

Alexander Postl
reist seit 25 Jahren um und durch die Welt und sieht Reichtum und Armut. Er engagiert sich seit vielen Jahren für Umwelt- und humanitäre Themen und seit 2010 für CARE. Und das nicht nur finanziell: Als Mitglied des CARE-Spenderbeirates gibt er wertvolle Hinweise für die Spenderkommunikation. Auch sein letzter Wille ist es,

Menschen in Not zu helfen. Er hat daher CARE in seinem Testament berücksichtigt.

Ninja Taprogge
hat zuletzt die Arbeit von CARE mit Flüchtlingen in Kenia, Uganda und auf dem Balkan unterstützt. Besonders beeindruckte sie, wie offen Frauen von Dingen erzählten, über die man lieber nicht spricht. Und sie lernte, dass Freiheit im Kleinen beginnt, etwa mit dem Zugang zu Hygieneartikeln für die Menstruation.

Britta Wiese
ist seit 2009 Teil des CARE-Teams. Durch ihre Recherche zu Testamentspenden ist sie auf „De Erbschleicher“ aufmerksam geworden, eine volkstümliche Band aus dem Erzgebirge.

Sabine Wilke
leitet die Stabsstelle Medien/Öffentlichkeitsarbeit bei CARE und hat bei der Produktion von CARE affair festgestellt, dass das gewählte Thema eine gute Ausrede ist, um im Büro ungestraft zu fluchen – schließlich zitierte sie ja immer nur den Titel eines Artikels im Heft. „Oh sh**“ ...

KIOSK

Mehr lesen: Aus zehn Jahren CARE affair.

Alle erschienenen Ausgaben von CARE affair könnt Ihr kostenfrei bei uns bestellen.

Eine E-Mail an redaktion@care.de mit Angabe des Titel genügt und CARE affair kommt zu Euch nach Hause.



#6
Frauen



#7
Jung



#8
Geld



#9
Heimat



No. 10
Intim



#1
AIDS



#2
Wasser



#3
Lernen



#4
Hunger



#5
Sport

DIALOG

Ihr wollt mit den Autoren ins Gespräch kommen? Kritisieren, lobhudeln, hinterfragen?

Mehr Exemplare bestellen? Wir freuen uns über jede Meldung auf allen Kanälen:

f CAREDL **t** @care_de **✉** redaktion@care.de

www.careaffair.de



Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung dieses Magazins.

IMPRIMERIE / CENTRALE

CARE engagiert sich mit rund 9.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in über 90 Ländern für die Überwindung von Armut, Hunger und Krankheit.

In der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit blickt CARE auf über 70 Jahre Erfahrung zurück.

CARE hat Beraterstatus bei den Vereinten Nationen und hilft unabhängig von politischer Anschauung, religiösem Bekenntnis oder ethnischer Herkunft. CARE ist Mitglied des Deutschen Spendenrates und verpflichtet sich den Standards der Initiative Transparente Zivilgesellschaft. 2014 belegte CARE den 3. Platz beim Spiegel Online-Test zur Transparenz der 50 Top-Spendenorganisationen in Deutschland.



Wenn Du 3 Euro spendest, wissen wir, dass Dir das Heft gefallen hat.
Online unter: www.care.de/spenden